

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer  
Zeit]

## Kindlicher Heldenmuth.

Aus den Zeiten Karls des Kühnen von Burgund.

**H**erzog Karl der Kühne von Burgund, auch der Kriegerische genannt, war, — wenn man ihm gleich allzugroßes Vertrauen auf äußere Macht ohne Umsticht, Festigkeit und Treue, sowie Eigensinn und Hartherzigkeit zuschreibt, — dennoch immerhin einer der größten und berühmtesten Fürsten, den die Geschichte neuerer Zeit kennt, der nicht nur einen so prächtigen Hof hielt, wie ihn kein König und Kaiser hatte, sondern dessen Städte auch die blühendsten in ganz Europa waren. Nachdem er seine Erbländer durch viele Eroberungen bedeutend vergrößert, trachtete er alles zu einem Königreiche zu vereinigen und da dies nur mit kaiserlicher Zustimmung anging, so fand mit Kaiser Friedrich III. (IV.) zu Trier 1473 eine Zusammenkunft statt. \*) Dieser erschien mit großem Gepränge; viele Fürsten und vornehme Herren hatten ihn dahin geleitet und sein Gefolge ritt auf 2500 Pferden. Aber der Herzog Karl übertraf ihn doch bei weitem an äußerem Glanze; denn er ritt nicht nur mit einer goldenen Krone geschmückt und mit einem kostbaren, golddurchwirkten, von Perlen und Edelsteinen funkelnden Mantel angethan dort ein, sondern es folgten ihm sogar 3000 wohlgerüstete Kürassiere, sowie 5000 Reifige und 6000 Schützen zu Fuß; kurz er entfaltete den vollen Glanz eines über reiche Länder gebietenden Herrschers. Ueberall wo er mit dem Kaiser erschien, mußte verschwenderische Pracht Zeuge seines Reichthums sein. In der Kirche, geschmückt mit den kostbarsten Tapeten, auf denen sich das Leiden Christi, ein ernster Gegensatz zu dem ungeheuern Luxus, den der Herzog entfaltete, abgebildet zeigte, — hatte er gar auf dem Altar die 12 Apostel in Mannsgröße von Silber anbringen, eine Stufe niedriger eine Reihe in Silber und Gold strahlender Bilder aufstellen und voran eine große, bei 5 Schuh hohe, aus reinem Gold gefertigte, über und über mit Diamanten besetzte Lilie von mehr als 200,000 Kronen an Werth setzen lassen u. s. w. Allein ob schon ihn der Kaiser mit der Herrschaft Geltaern beehrte, so daß dieser mächtige Fürst nun über fünf Herzogthümer und acht Grafschaften herrschte und ihm jetzt nichts

mehr als die Königskrone fehlte, — so wurde ihm diese doch nicht zu Theil. Das Vorhaben des Herzogs fand nämlich in dem König Ludwig XI. von Frankreich, dem ein starkes burgundisches Königreich neben seinem eigenen Lande gefährlich schien, einen mächtigen Gegner, den Karl sich nicht zum Feind machen wollte; er zog es vielmehr vor, mit seinen siegreichen Truppen auf Länder zu fallen die allem Anschein nach ohne Schwierigkeit zu erobern waren, wie jetzt Lothringen welches damals der Herzog René II., Enkel des guten Königs René von Neapel und Sicilien, Grafen von Provence und Anjou besaß. Dieser junge Fürst, von der Liebe und Treue der Lothringer, die ihn zu ihrem Herrn gewählt hatten, umgeben, wußte jedoch bei wiederholten Angriffen Karls mit Vortheil zu widerstehen und dieser fiel erst dann wieder in sein Land als er in Erfahrung gebracht hatte, daß sich René zu König Ludwig begeben habe um sich der Hilfe der Engländer zu versichern.

Jetzt beschloß Karl die Stadt Nancy (Nanzig) an der Meurthe zu belagern, deren Vertheidigung einer tugendreichen, hochherzigen, sehr tapfern und kriegerischen Manne anvertraut war, der wie es scheint dem Burgunderherzog kräftigen Widerstand leistete.

Dieser Gouverneur oder Statthalter, dessen Name unbekannt geblieben ist, hatte eine einzige Tochter Telesia, die bei der Geburt ihre Mutter verlor, was ihm großen Schmerz verursachte. Als Telesia zu Jungfrau herangereift war, gelobte sie sich ganz der Pflege ihres theuern Vaters zu widmen und sich nicht zu verheirathen; selbst die ehrenvollsten Heirathsanträge der Edelleute, die von ihren Reizen und Tugenden angezogen wurden, schlug sie aus. Der Vater selbst einer der tapfersten Ritter seiner Zeit, ward wegen seiner Rechtschaffenheit, Milde und Biederkeit sowohl bei den Einwohnern als Soldaten allgemein geliebt; ja weil er durch sein Ansehen beim Volke besonders dazu beigetragen, daß René II. zum Herzog von Lothringen erwählt worden war, so hatte ihm dieser sein ganzes Vertrauen geschenkt und ihn zum Statthalter von Nanzig ernannt.

Als nun Karl der Kühne 1475 diese Hauptstadt belagerte, aber sah, daß seine Anstrengungen fruchtlos waren, so ließ er einige Tage die Feindseligkeiten einstellen und eine Kapitulation vorschlagen, in der

\*) Mone's Quellenammlung der bad. Landesgeschichte 1. Band Seite 508 — 510 Nr. 282.



— so warte  
 haben des Her  
 y XI. von Ru  
 e Königreich  
 n, einen nicht  
 machen wol  
 gezeichneten  
 schlein nach  
 jezt Lothrin  
 Entel das g  
 llen, Grajen  
 junge Bürst  
 die ihn zu  
 wüßte jedoch  
 verheißt zu  
 er in sein Be  
 dasß sich B  
 der Hilfe

ch (Manzig)  
 Verteidigung  
 ern und fre  
 wie es sich  
 verstand löst  
 er, dessen Be  
 einzige Zu  
 tutter vorle.  
 Als Zeltst  
 ste sich zum  
 men und die  
 lsten Geitst  
 Reizen und  
 Der Wam  
 Zeit, was  
 Wiederkehr  
 allgemein  
 in Volkst  
 Herzog von  
 atte ihm die  
 zum Staat

d diese Hand  
 mungen tra  
 eindringlich  
 schlagen, in



Du zögerst, Grausamer, ruff Telesta mit einem Ernst und einer Würde aus, die sie noch viel ansehender machte; laß mich sterben und verlängere das Leben dieses Greises, der seine Jahre durch Tugenden bisher zu ehren wußte.



von den Einwohnern Nanzigs nichts weiter verlangte, als daß sie ihm die Thore öffneten; dagegen er sich verpflichtete, ihr Leben und Eigenthum zu schützen, und schloß dann unter dem Vorwande hoher Verehrung für die so mannhafte und treue Besatzung mit dem Vorschlag eines Bundesvertrages, welcher dem Kriege ein Ende machen würde.

Aber die Lothringer trauten ihm nicht, mochte seine Anerbietung diesmal auch noch so aufrichtig sein; sie sahen vielmehr in seinen Vorschlägen eine Schlinge, welcher sie auszuweichen beschloßen. Denn noch rauchte die Pikardie von den schrecklichen Feuersbrünsten, womit er diese Gegend verwüestet hatte, und unvergessen blieb es wie er vor Jahren die Stadt Lüttich zum Schauplay der blutigsten Verfolgungen gemacht. Besonders aber hatte der Statthalter kein Vertrauen zu ihm und bestimmte die Einwohner durch seine Beredsamkeit und durch die Achtung, die er bei ihnen genoß, die Friedensbedinguugen nicht anzunehmen. Alle beschloßen daher, sich eher unter den Trümmern der Wälle zu begraben, als einem treulosen Krieger die Thore zu öffnen, der sich wegen ihres hartnäckigen Widerstandes schließlich doch rächen würde.

Als der Herzog Karl die Zurückweisung seines Vorschlags und die Rede des Statthalters erfahren hatte, schwur er die strengste Rache zu nehmen; er sandte zum letztenmal einen Herold an die Einwohner Nanzigs mit der Ankündigung, daß wenn sie ihm nicht an demselben Tage noch die Stadt übergäben, er solche mit Sturm einnehmen und alle Bewohner über die Klinge springen lassen werde. Diese Drohung erbitterte die Lothringer nur noch mehr und sie verdoppelten ihren Muth.

Der Statthalter selbst, überzeugt, daß er das erste Opfer sein würde, that Wunder der Tapferkeit. Wo es Gefahr galt, war er; die Einen spornte er an, den Andern erteilte er Befehle und seine Vertheidigungsmittel stellte er so, daß er den Anstrengungen der Belagerer trogen konnte.

Auch Telesta nahm Theil an dem so ersten Akt und beschloß, alle Gefahren mit ihrem Vater zu theilen. Sie redete zu den Frauen, wie nach der Geschichte die Weiber schon oft zu den Siegen der Männer beigetragen hätten und führte ihnen namentlich das jüngste Beispiel von Beauvais vor die Seele, wo, als derselbe Herzog Karl der Kühne 1472 diese Stadt belagerte, die Frauen sich nicht fürchteten, an der Vertheidigung ihrer Stadt mitzuwirken. Da — rief Telesta mit den hinreißendsten Worten — sah man die Mütter und Jungfrauen sich mit allem waffnen,

was sich ihren Händen darbot; sie trugen schwere Rosten herbei, machten Bündel aus den zerbrochenen Lanzen und schleuderten sie auf die Soldaten Karl; ja erbeuteten sogar unter Führung ihrer Heldin Jeanne Hachette bei einem Ausfall eine feindliche Fahne und zwangen mit den Bürgern zuletzt den Herzog, die Belagerung aufzuheben, durch welche erhabene, großartige Aufopferung sie die Stadt retteten; \*) ihre Anzahl aber war nicht größer als die unsrige, ihre Kraft nicht stärker, als wir sie haben. Laßt uns daher dem Beispiele dieser muthvollen Frauen folgen und ihren Ruhm theilen, damit die Geschichte auch von uns so glorreich der Nachwelt erzählen kann!

Dies wirkte. Alle schwuren den Heldennuth der Frauen von Beauvais nachzuahmen, wälzten, wie die schweren Steinblöcke, die sie auf die Wälle brachten, auf die Belagerer herab, goßen siedendes Del auf die Feinde, wodurch eine Menge derselben umkamen. Karl aber wurde durch diese Vermessenheit der Lothringer nur um so mehr zur Wuth gereizt. Er bot seinem ganzen Heere auf. Während einer dunkeln Nacht ließ er auf verschiedenen Punkten der Stadt falsche Angriffe machen, indessen er den Kern seiner Truppen versammelte und gegen eine Bastie, die ihm am meisten geschädigt schien, zog. Bei Tagesanbruch war die Bastie besetzt, die Feinde, Wuth und Muth schraubend, stürmten mit solchem Ungestüm, daß die Belagerten zurückwarfen und sie bis mitten in die Stadt verfolgten.

Karl wollte in der ersten Wallung seines Zornes alle Einwohner Nanzigs niedermegeln lassen; aber Telesta, welche zuerst vor ihn geführt ward, ihm unter dem ersprockten sagte: Wenn du uns alle niederhauhest, über wen willst du Tyrann dann herrschen? wurde er nachdenkend und fragte: Wer bist du, wegenes Mädchen, daß du so mit mir sprichst?

Deine Gefangene, welche dich verhindern möchten eine Grausamkeit mehr zu begehen, antwortete sie, mit ihrer Stimme.

Und ihre Tugend, ihre Schönheit, der Ton ihrer Stimme, besonders der edle Stolz, der aus ihren Thun hervorleuchtete, hemmte einen Augenblick die Wuth des Siegers. Er verlangte, daß ihm der

\*) Die Statue der Jeanne Hachette, die sich während der Belagerung von Beauvais im Jahre 1472 die Spitze der Weiber gestellt und durch ihre Tapferkeit zum Rückzug genöthigt hatte, ist auf dem Rathhausplatz in Beauvais aufgestellt.

Ferner wird zu Ehren der Frauen und zur Erinnerung an jene That noch jetzt daselbst alljährlich am 14. October ein feierlicher Umzug (Prozession) gehalten, wobei die Frauen den Vortritt haben.



halten ausgeliefert werde; aber weil sich dieser auf das bringende Bitten seiner Tochter und die einstimmigen Wünsche der Einwohner als einfacher Bürger gekleidet hatte, so konnte Karl seine Rache an diesem ersten Opfer nicht sättigen, obgleich er demjenigen eine ansehnliche Belohnung versprach, der ihn ausliefern würde.

Der Statthalter nahte sich ihm hierauf und sprach, jedoch ohne sich zu erkennen zu geben:

Es gibt nur ein Mittel, das ihn dir entdecken könnte, dieses ist: Schwöre, alle Einwohner der Stadt zu bestrafen, dann wird er sich gewiß sich selber vor Beschuldigung stellen.

Wie, sie begnadigen? antwortete Karl mit wildem Blick. Nein, nein! Ihr habt mir zu sehr getrozt, mein Anerbieten mit zu viel Uebermuth verworfen, als daß euere Bitten mitleidsvoll anhören sollte. Wenn auch das Schicksal in diesem Augenblick euern Statthalter rettet, so werde ich ihn schon zu entdecken wissen. Indem er sich zu den ihn umgebenden Offizieren wandte, befiehlt er, daß augenblicklich die Einwohner von Nanzig um den zehnten Mann loosen sollten.

Männer, Frauen, Greise, Kinder, alle wurden von einem Ort, wo der Herzog stand, bis zu den Wällen auf einzelne Reihen gestellt. Jede Familie vereinigte sich; die Tochter stützte sich an dem Arm ihrer Mutter, der Freund trat neben den Freund; jeder machte sich auf, den Tod gefaßt, jeder wünschte, daß ihn das Loos treffen möchte, um einen ihm theuern Gegenstand zu retten. Auf den Wink des Herzogs stieg ein Herold die Bestiegen zu zählen an. Das Schwert sollte das Leben derer endigen, welche das Loos treffen würde; aber beim ersten Loose entstand eine Schwierigkeit, welche die grausame Vollziehung hemmte.

Telesia, an der Seite ihres Vaters, folgte mit Unruhe allen Bewegungen des Herolds, hörte ihn mit lauter Stimme zählen und erkannte, daß die Zahl zehn den Urheber ihres Lebens treffen werde; sie schlüpfte, ohne seine Rechte, die Zahl neun fällt auf die Haupt, und sie bietet sich als erstes Opfer dar. Der Statthalter durch diese kindliche Selbstverleugnung betäubt, hat kaum Kraft genug zu sagen, daß er zugebe, daß ein anderer für ihn sterbe. Telesia ersicherte, ihren Platz zufällig genommen zu haben, daß sie daher dem Tod geweiht werden müsse.

Da der Herold und seine Gehilfen nicht wissen, wem Glauben sollen, so führen sie Beide vor den Herzog, mit er darüber entscheide. Diese seltene Scene, dieser heroische Streit erweckten in Karl eine Mühnung, deren sich nicht erwehren konnte. Unentschlossen, verwirrt, ist er nicht, wem er beipflichten soll und schwieg.

Du zögerst, Grausamer, ruft Telesia mit einem Ernst und einer Würde aus, die sie noch viel anziehender machte; laß mich sterben und verlängere das Leben dieses Greises, der seine Jahre durch Tugenden bisher zu ehren wußte.

Güte dich, ihrem Verlangen nachzugeben, ruft seinerseits der Vater. Was sind alle Tugenden, von denen man zu dir spricht, neben dieser erhabenen Selbstaufopferung, die alle Herzen mit Bewunderung erfüllt und selbst dich rührt!

Mein Leben ist nicht so kostbar, als das dieses Greises — sagte sie.

Jeder Tag des ihrigen ist durch Wohlthaten bezeichnet — sprach er.

Siehe diese silberweißen Haare, sie kündigen dir einen Familienvater an, den seine Kinder aufs innigste verehren.

Siehe ihre Jugend und ihre Schönheit, könntest du sie statt der wenigen Tage aufopfern, die mir noch zugezählt sind?

Wohlan denn, sprach Telesia, welche siehst, daß der Herzog mit mildem Blicke auf sie schaut, bewundere an mir nicht länger, was nur Pflicht ist. Du siehst eine Tochter, die den Urheber ihres Daseins retten will; denn dieser Greis ist mein Vater.

Doch genug, entgegnete der Greis, — ich will deiner Unentschlossenheit eine Ende machen und dich zwingen, dieser Heldin kindlicher Liebe das Leben zu schenken. Ich überliefere dir jenen Feind, an dem deine Rache sich so sehr zu sättigen verlangt. Ich bin der Statthalter von Nanzig, der sich dir selbst überliefert haben würde, wenn du um diesen Preis das Leben seiner Mitbürger verschont hättest.

Bei diesen Worten umringten alle Einwohner, von dieser rührenden Scene angefeuert, den Vater und die Tochter, bildeten um sie einen Wall mit ihren Leibern und verlangten statt ihrer zu sterben.

Ein solches Schauspiel von Aufopferung hatte Karl noch nie erlebt. Das Geschrei eines ganzen Volkes, das stehend seine Kniee umfaßte und bereit war, um seinen Statthalter zu retten, den Tod zu erleiden; die biedere Hingebung des Greises, der sich zum Opfer darbot; das herzerreißende Klagen Telesia's, die beim Himmel betheuerte, daß sie ihren Vater nicht überleben würde; die Thränen, die aus Aller Augen flossen, — erregten im Sieger und selbst in den Soldaten ein Gefühl, das jeder Beschreibung trogt.

Endlich, als der Statthalter seine Arme um Telesia geschlungen, durch die Menge dringend, Karl aufforderte, ihr Loos zu bestimmen, antwortete der Her-



zog, der wohl grausam war, aber sich nicht vom Jähzorn hinreißen ließ und sich nur, wo Noth und Vortheil es erheischten, im Blut zu baden pflegte:

Ihr sollt nicht sterben; es wäre schwer zu entscheiden, welches von Euch Beiden das Loos treffen sollte; Ihr habt bis ins Innerste mein Herz durchdrungen. Genieße, setzte er hinzu, genieße schöne Telesta alles Glück, das du verdienst und empfang den Lohn deines kindlichen Heldennuthes, den die Geschichte auf die Nachwelt bringen soll: ich schenke dir nicht nur das Leben deines würdigen Vaters, sondern auch allen Einwohnern. Danke mir nicht; ich bin dir mehr schuldig, als du mir. Ohne dich hätte ich vielleicht nie das erhabene Glück gekannt, das man empfindet, wenn man vergeht.

Diese Worte des Siegers wurden mit dem freudigsten Entzücken aufgenommen. Alle Einwohner umarmten sich und erhoben ein lautes Jauchzen, in das

selbst die Soldaten Karls sich mischten. Dieser Herzog machte darauf Nanzig zur Hauptstadt seiner Staaten und gab dem Statthalter seinen Rang und seine Vorrechte zurück; die schon zuvor sehr geschätzte Telesta dagegen ward als Schutzgeist des Vaterlandes angerufen, weil man nur ihrer kindlichen Liebe die Rettung Nanzig's und seiner Einwohner zu verdanken hatte.

Der Herzog Karl besaß jedoch Lothringen nicht lange; denn nachdem er im Kriege gegen die Schweizer mit denen sich René verbunden hatte, von denselben in den Schlachten bei Grandson (3. März) und Murten (22. Juni) 1476 besiegt worden war und seine Eidgenossen darauf dem René noch zur Wiedereroberung von Lothringen verhalfen, fand der Herzog Karl der Kühne von Burgund in der Schlacht bei Nanzig am 5. Jänner 1477 den Tod.

X. Staiger.

## Ein vaterländischer Dichter.

Als der Wanderer am Bodensee seinem freundlichen Leserkreis im Jahr 1867 den fünfzigsten Band seiner „sämtlichen Werke“ übermachte, glaubte er nicht ohne Grund sich etwas einbilden zu dürfen — nun auf was? meinst du etwa auf die 8 — 9000 Pfund Kalenderpapier die er jährlich von sich geben muß? nein das wollen wir dem Rässthändler überlassen Gedrucktes nach dem Gewicht zu tarifiren. Der Wanderer der war stolz darauf so ein halbes Saekulum sich im Herzen seines Volkes erhalten zu haben und stolz darauf, daß es ihm schien auch beim Beginn des zweiten halben Jahrhunderts seien seine Aktien noch nicht im Sinken begriffen, trotzdem er den Finen nicht liberal genug, den Andern nicht klerikal genug, dem Dritten zu beleiht und dem Vierten zu mager war. Solches Schicksal hat der Kalender mit dem Wetter gemein, das auch für Alle gleichmäßig da ist und das jeder so nehmen muß, wie es kommt, ob es ihm recht sei oder nicht. Im Bewußtsein das Beste gewollt zu haben liegt in solchen Lagen der einzige und gewiß auch der richtige Trost.

So geht es aber nicht nur dem Kalendermann; so geht es Jedem der in der Dessenlichkeit auftaucht und der sein Metier nicht treibt mit niederen Nebenabsichten sondern des innern Berufes Willen, der ihm dazu den

Anlauf gab. Neuerer Erfolg ist gefunden Gutes von der innere Befriedigung aber ein Schatz, den weder Reichtum noch Motten verzehren. Solchen Gedanken hing der Wanderer nach als ihn das Dampfboot von demjenigen die thurmreichen Konstanz den Rhein hinuntertrug, vorüber über am Schloß Gottlieben, im Untersee vorbei am Aler Arenaberg, an der ehrwürdigen Insel Reichenau und ja um deren westliche Spizen herum nach dem schönsten Volksstädtchen, das um Radulfs Zelle aufgeblüht. — in Doch siehe: ist da vor der Stadt, auf der Wurgel Werten der Mettnau nicht schon wieder eine neue Villa entstanden, ein weiterer Zacken in dem Diadem von Bodenschmuckten Landhäusern, welche dem alten Städtchen das ist ein verjüngtes Antlig verleihen? — „Das schönste und mer Haus dort hat sich „der Trompeter von Säckingen“ erbaut“ bemerkte der Schiffskapitän, der mein ge mit Beheimen Sinnen mir im offenen Gesicht abgesehen die Natur hatte. „Was? einem Trompeter gehört diese Villa? —“ „Nun er hat auch darnach hat sich vorführen von Säckingen sprach ein danebenstehender israelitischer Handelmann; „Gott der Gerechte, der Trompeter hat sich vorführen von Säckingen trompetet und es freut mich nicht nur, daß er ein „Kleinflottes Haus besitzt, es freut mich vor allem, daß diesem Fleck Erde, den er so oft und so schön besungen ist seine Liebe bewahrt und auf ihm sein Tusculum Haut hat,“ sprach ich zu dem Freunde aus Worten nach man



ngen. „Der Trompeter nämlich ist Niemand ge-  
 ngerer als der berühmte Dichter Dr. Josef  
 Viktor Scheffel, der mit so vielem Glück nament-  
 lich das badische Oberland und die Umgebungen des  
 Bodensees  
 am Schau-  
 platz der  
 andlung in  
 schen Ge-  
 gegen die Schichten aus-  
 wählte, von wo wie we-  
 rden war und andere  
 zur Herz des  
 fand den ge-  
 ungen und  
 bleibend  
 K. Stal-  
 n werden;  
 eine eigen-  
 hümliche  
 ichterna-  
 „ heißen  
 die Her-  
 gefunden von der  
 den weicher: „un-  
 edanten hin Mann“  
 pfboot wagen die  
 junnterem Feder.  
 interie recht „Unser  
 adel Reichmann“, ja  
 nach den „Volks-  
 le aufgellin“ in  
 i, auf der Wortes  
 eine neue Uster, edel-  
 dem Bedeu-  
 em alten, das ist  
 — und wer  
 er von zu träg  
 kien, der mit Be-  
 ht die Naturwahrheit seiner Charaktere, seiner  
 bilderungen und der erzählten Begebenheiten, den  
 udelnden, fecken Humor seiner jugendfrischen Lie-  
 sich vorführen zu wollen, der lese seinen „Trom-  
 von Säckingen, ein Sang vom Oberhein,“  
 en „Eckehard,“ einer der besten historischen  
 mane unserer Literatur. Und wenn er das gelesen,  
 braucht ihm der Wanderer vom Bodensee das  
 rige nicht mehr besonders an's Herz zu legen; von  
 er packt man dann die „Frau Aventure“ und das



Dr. Josef Viktor Scheffel.

„Gaudeamus“, das frische frohe Lieberbuch, das den  
 Jüngling nährt und den Greis noch erfreut (wie der  
 römische Bürgermeister Cicero zu bemerken pflegte).  
 Seht ihr dort nach Norden die walbige Anhöhe von  
 Neuhöwen?  
 fuhr der Ra-  
 lendermann,  
 zum Han-  
 delsmann  
 hingewandt,  
 fort. „Nuch  
 von dort  
 oben hat er  
 eine schöne  
 Geschichte  
 erfunden.

Dort spielt  
 sein „Juni-  
 perus“, und  
 wohin Ihr  
 von hier auch  
 blicken mögt,  
 kaum gibt es  
 einen Punkt,  
 der nicht in  
 den Kreis  
 seiner dich-  
 terischen  
 Werke gezo-  
 gen wäre;  
 dort der Ho-  
 henkrähen  
 mit dem alt-  
 germanischen  
 Herenspuck,  
 da der Ho-  
 hentwiel, die  
 Residenz der  
 alemanischen  
 Herzogin

Frau Hadwig, da Rabolzjell mit dem angelnden  
 Leutprieſter Wöngal, da Reichenau mit dem Keller-  
 meister Rudimann und der ſchönen Magd Kerhildis  
 und mit dem Hunenüberfall, dort ſüdöſtlich das  
 St. Galler Land und ſeine Berge, von wannen  
 Eckehard daher gezogen und wohin er auch wieder  
 aus der Bildfläche verſchwunden. Des Weitern will  
 ich jetzt nimmer Erwähnung thun; es werden auch  
 noch Scheffel's phantaſtiſche „Bergypſalmen“  
 nicht das letzte ſein, was er ſeinem Volke geboten.



Und denkt, erst 49 Jahre alt ist der Mann, ein Karlsruher Majorssohn, etliche Jahre lang Rechtspraktikant gewesen, und doch so berühmt, so groß, so beliebt,

und — so bescheiden!“ „Gotteskinder!“ schluchzte der von Worblingen. Stopp! wir landeten in Radolfzell und hatte da ein Jeder seine Geschäftchen abzumachen

## Die Rose von Malmaison.

Im kaiserlich geschmückten Saale des Schlosses Malmaison war die rauschende Tafelmusik verstummt, das Gefolge der siegreichen Beherrscher von Rußland und Preußen, welche bei der Kaiserin Josephine zum Diner erschienen waren, hatte sich auf des Czaren Wink in den Gängen des prächtigen Parkes zerstreut, und als nun die beiden gekrönten Häupter der hohen Dame allein gegenüber saßen, hob Alexander I. an:

„Endlich sehe ich, Majestät, den Augenblick gekommen, mir die vertrauliche Frage zu erlauben, ob Sie nicht etwa doch durch unsern Besuch schmerzlich berührt worden seien, obgleich derselbe nur aus dem tiefsten Gefühl unserer Verehrung und Theilnahme hervorging.“

Mit sanftem, wenn gleich schmerzlichem Lächeln sah die immer noch liebliche Josephine auf von einem prachtvollen Rosenfrauß, worauf ihr Blick geruht hatte, und erwiderte:

„Vielmehr, Sire, hat mir ihr freundliches Entgegenkommen wohl gethan, obgleich ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß“ . . . .

„D sprechen Sie frei von Herzen,“ hat der Czar die leicht Erröthende mit weichem Ton der Stimme „Wir könnten freilich ohnehin diesen Gedanken errathen.“

„Nun wohl“, fuhr die Kaiserin fort, „ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß in Ihrem hohen Besuch ein Vorwurf gegen Napoleon, ja etwas Demüthigendes für ihn liege.“

„Und das schmerzt Sie, die Verstoßene?“ rief Alexander lebhaft. „Bewundernswerthe Frau! Solcher Großmuth sind nur die erhabensten Seelen fähig.“

In Josephinens Auge trat eine Thräne indem sie entgegnete: „Sie täuschen sich Majestät! Napoleon hat mich nicht verstoßen. Auch nachdem unser Liebesbünd ein Opfer der unerbittlichen Staatsrücksicht geworden, sind wir die innigsten Freunde geblieben. Maria Luise von Oesterreich, setzte sie mit ausweichenden Blicken hinzu, „theilt wohl seinen Thron, aber nicht sein Herz.“

„Dennoch aber,“ bemerkte der Czar wehmüthig, „muß jene Scheidung einen nie mehr verschwindenden Schatten auf Ihr Leben geworfen haben, denn Ihr Antlitz trägt das durchscheinende Weiß dieser Rosen,

aus welchem nur noch schüchtern ein leichtes Roth hervorglüht.“ „Ach, Napoleons Lieblingstrose, seufzte die ehemalige Kaiserin, „hier in Malmaison selbst durch unsern Gärtner gezogen. Welche Erinnerungen an entschwundenes reines Glück athmet mir zu! Ja, in der That, jener Schatten von dem Sie sprechen, verbüßert meine Tage. Doch wer unter den Großen dieser Erde wandelt ohne den Schatten eines offenen oder geheimen Schmerzes bis an's Grab“

Bei diesen Worten sah Josephinens feuchter Blick seltsam forschend in Alexanders Augen und siehe, der Czar erbleichte, ein Schauer überflog seine schönen Züge, während er aus gepreßter Brust stammelte: „Ja wohl, Schatten, geheime Schatten! O furchtbare Erinnerung jener Mordnacht, die meinem unglückseligen Vater Thron und Leben raubte! Und immer verdammt mich die Welt im Stillen, obgleich ich Gott weiß es, seinen Tod nicht gewollt. Nie will mein Gewissen zu voller Ruhe kommen, einzig weil ich mich endlich, zur Sicherung meines Lebens, meiner Mutter und meines Bruders, hatte bestimmen lassen, in des Vaters Thronensetzung zu willigen.“

„Verhängniß, theurer Waffenbruder!“ tröstete je König Friedrich Wilhelm III. „Das Verhängniß Gottes Werk und darf des Menschen Gewissen nicht beschweren.“

„Napoleon,“ fügte Josephine hinzu, „hat den schreckliche Ende des Czaren Paul, der sein treuer Verbündeter war, schwer beklagt. Vielleicht hat sein genialer Blick nicht geirrt, indem er behauptete, die englische Diplomatie habe bei der Verschwörung ihre Hand im Spiele gehabt und auf Ermordung des Czaren hingearbeitet um mit diesem Einen fürchtlichen Schläge den Bund der drei nordischen Seemächte gegen das meerbeherrschende Britanien zu sprengen.“

„Mir, dem Thronfolger, ward von alldem kein Kunde“ versicherte Alexander düster. „Mir behauptet man, daß kein Gedanke an Mord den geheimen Bund besetzte. Doch trotz alldem taucht des Vaters blutiges entstelltes Bild immer und immer wieder vor meinem Geiste auf. Der Schatten Ihres Lebens, edle Kaiserin, ist im Vergleich mit dem Schatten meines Lebens nur ein leichtes Gewölk gegenüber einem schwarzen Gewitterhimmel.“

„Ihr zartfühlendes Gemüth, Sire,“ hob der König



„Ieder an, „ist ungerecht gegen sich selbst. Sie sind  
in von Blutschuld. Sie erlaubten sich nur die  
scheidenste Nothwehr gegenüber einem Souverain,  
er nicht mehr als Vater fühlte. Und was haben Sie  
n dem Wahnsinnigen verloren? Welchen Verlust  
gend eines theuren unersetzlichen Gutes haben Sie  
berhaupt zu betrauern? Der Schmerz dieser ver-  
er in Malmaisonen Freundin Napoleons ist wahrlich berechtigter,  
Welsche als der Ihrige und, ich wage es auszusprechen, auch  
Mittlerweile ein Schmerz um den guten Genius meiner Tage, die  
vergeßliche Königin Luise.“

„Ehre und Liebe ihrem Andenken!“ rief Alexander  
berührt. „In Wahrheit, auch über Ihrem Leben,  
sich an's Ich ein tapferer Freund, schwebt ein dunkler Schatten, der  
freudiger einschleibt, jenes engelreinen Wesens, dessen begeister-  
und sich r Muth so viel zur Auferstehung Preußens bei-  
tragen hat.“

„Die verehrungswürdige Königin Luise,“ begann  
in ihrerseits Josephine, „bot mir seiner Zeit die ein-  
nem unangenehm Veranlassung deren ich mich entsinnen kann, gegen  
Und im apoleon ein Wort der Mißbilligung auszusprechen.  
obgleich während den Friedensverhandlungen zu Tilsit mußte  
li. Nie ihm von diesen Rosen, welche damals einzig in  
in Malmaison blühten, ein großes Bouquet übersenden.  
Lebens, nach seiner Rückkehr erzählte er mir, er habe die  
ste höchste Dienste derselben der Königin von Preußen, welche  
zu willigen bei jeder Gelegenheit um mildere Friedensbedingun-  
tröstlich en befürt, nicht etwa aus Galanterie, sondern  
Verhängnis aus Höflichkeit angeboten, worauf sie die Bedingun-  
Gewissen gestellt: „Zum mindesten mit Magdeburg!“ Da  
be er die Rose schweigend in ihrer Hand gelassen  
zu sich unwillig abgewandt; „denn“ bemerkte er  
r mit einiger Schärfe, „Festungen sind kein Spiel-  
ig für Frauenzimmer.“ Dies war der Anlaß, wo  
ihm mit Betrübnis vorstellte, er habe eine edle  
ele verletzt, nicht durch Verweigerung ihres Wun-  
schs, sondern durch die Art des Abschlags. Er aber  
mich nur groß an und schwieg, ohne mir zu  
nen.“

Da reichte Friedrich Wilhelm der entthronten  
Kaiserin wehmüthig lächelnd die Rechte herüber und  
sagte: „Dank Ihnen für die Genugthuung, daß Sie  
Napoleons stolzes Herz zur Reue erweicht haben. Der  
Vermuth des Siegers hatte meine hochsinnige Ge-  
hlin tief verletzt. Erlauben Sie mir nun aber auch  
Anerkennung, daß Sie, Kaiserin Josephine unter  
Dreien, deren Jedes seine unheilbare Wunde im  
zen trägt, Ihren Schmerz am wenigsten verdient  
en.“

Mittlerweile hatte sich Alexander seiner schwermü-

thigen Stimmung erwehrt und erhob sich voll ruhiger  
Würde mit den Worten: „Wir Drei, die wir schon  
die höchsten Stufen irdischen Glanzes erklimmen, haben  
heute Abend mitfammen einige Augenblicke des be-  
freiten Herzens durchlebt. Wir sind durch gegenseitige  
Mittheilung unseres Grams einander menschlich nahe  
getreten. Möge denn auch die treue Freundin Napo-  
leons uns, seinen Gegnern, ein freundliches Andenken  
bewahren, wie auch wir Sie unserer Freundschaft und  
hohen Verehrung versichern. Zum Pfande dafür  
erbitten wir uns aus Ihrer schönen Hand zwei dieser  
Rosen, welche die einzigen Zeugen der weihewollen  
Stunde waren, und ob dieselben auch bald verwelken,  
selbst die verdorrte Rose soll jeden von uns Beiden  
erinnern an die Stunde in Malmaison.“

Da nahm Josephine aus der Krystallvase die beiden  
schönsten Rosen, überreichte jedem der Monarchen eine  
und sprach:

„Wenn Sie, Majestäten, eines Tages über Napo-  
leons Schicksal entscheiden, so lassen sie diese stummen  
Rosen dafür zeugen, daß ihm Josephine mit unwandel-  
barer Freundschaft ergeben bleibt und daß Sie diese Jo-  
sephine hinwieder Ihrer Freundschaft versichert haben.“

„Auf mein Wort!“ betheuerte Alexander, die  
Rechte mit der Rose an sein Herz legend. „Und da  
diese Rose erinnern wird an die edelste, selbstloseste  
Liebe einer Frauenseele, an die Genugthuung, welche  
dieselbe dem Andenken der theuren Königin Luise ver-  
schafft hat, und an die trostreichen Herzensergüsse  
dieses Abends; so soll sie künftig den Namen tragen:  
„Souvenir de Malmaison.““

Das war die letzte glückliche Stunde der Kaiserin  
Josephine gewesen. Bald darauf erkrankte sie und  
ehe noch der Maimond zu Ende gieng, blühte Souve-  
nir de Malmaison auf ihrem Grabe. Nun wißt ihr  
auch, warum euch diese große weiße Rose mit röthlich  
angehauchtem Herzen so majestätisch und doch zugleich  
so wehmüthig anblickt. Von Malmaison ist sie aus-  
gewandert in die weite Welt und wird überall geliebt.  
Am liebsten aber wird sie dem sinnigen Gemüth,  
welches die eben so glänzenden, als traurigen Erinne-  
rungen von Malmaison kennt.

Dr. J. Kübler.

### Ein Dieb

wollte sich in ein Haus schleichen. „Wer da?“ rief  
ihn der Portier an. Keine Antwort. „Wer da,  
Siphube?“ rief der Portier zum zweiten Male.  
„Na, wenn ihr mich kennt, was fragt ihr denn erst  
lange?“ antwortete der Dieb.



## Das Lied vom Pechvogel.

„D Schrecken ohne Ende!“  
So schreit er, ringt die Hände,  
„Wo hab' ich meine Uhr?  
„Verloren? — Ja, kein Zweifel!  
„Am Gilet hängt — der Teufel —  
Nur noch die leere Schnur!

Gleich laß' ich sie ausschellen!“  
Sprachs, schickte den Gesellen  
Zum Herrn Anrufer fort;  
Und anbefohl'ner Waafen  
Ruft der in allen Straßen  
Lauthin das große Wort:



„Vernehm't's ihr lieben Leute,  
In hies'ger Stadt ging heute  
Verloren eine Uhr.  
Es wird dem, der sie findet,  
Ein Trinkgeld angekündet.  
Jetzt suchet ihre Spur!“

Kaum daß der Spruch verklungen,  
So kam schon angesprungen  
Bei unserm Unglücksmann  
— Jetzt los, ihr heitern Lacher! —  
Der Nachbar Uhrenmacher,  
Klopft an der Thüre an.



„Die Uhr, die ist gefunden;  
Heraus mit Euern runden  
Trinkgeldern, raus damit.“ —  
Jetzt muß er auch noch blechen,  
Troy ohne Kopfzerbrechen  
Sich klärt das Defizit!

Im Hirn begann's zu tagen:  
Ihat er doch selbst hintragen  
Erst gestern seine Uhr

Zum Nachbar in die Werkstatt  
— O Mensch, der nicht viel Merk hat! —  
Behufs Reparatur. Zuhe,  
Behufs Reparatur!

## Bergebliche Mühe.

Ein Bauer der in einer Garnisonstadt die Parade besuchte, betrachtete erkaunt einen Posaunenbläser welcher sich viele Mühe gab, den Bogen hin und her zu schieben; auf einmal stürzte er auf denselben zu rief dem verwunderten Hoboisten den Bogen ganz heraus und reichte ihn demselben mit den gleichsam entschuldigenden Worten: Zu was denn so verleidet er geht so ganz gern usf.

## Ein Unranter.

Als auf der landwirthschaftlichen Ausstellung in W. viel über künstlichen Dünger gesprochen wurde, bemerkte ein Wigbold: Suano und gedämpftes Knochenmehl zu gleichen Theilen vermischt, gibt das beste Mittel zur Beförderung der Vegetation. Ich habe den Versuch gemacht und pflanzte Gurkensamen in diesen Dünger. Zwei Stunden nachher schossen die Ranken empor. Ehe ich mich versah, umringten sie mich. Ich wollte fliehen, allein umsonst. Da holte ich mein Messer aus der Tasche und befreite mich von den Ranken. Aber, denken sie sich, ich fand in der Tasche schon eine genießbare Gurke.“

## Die besten Schinken.

Ein Kunde handelt mit einem Metzger um ein halbes Duzend Schinken. Man wird endlich handelseins; da sagt zum Schluß noch der Käufer: „Verstehen sie mich recht; ich will, daß meine sechs Schinken alle von gleich guter Qualität seien.“ „Sien sie getrost,“ erwiderte der Metzger, „sie sind alle sechs von demselben Schweine.“

## Kindliche Auffassung.

Carl: Ach, Mama, was hab' ich geseh'n!  
hat mich die Christel mitgenommen in die Mühle,  
hab' ich einen Esel gesehen, so groß . . . . .  
groß . . . . . so groß wie der Dunkel!

Lieschen: Nicht war, Mama? Carl übertraf  
wieder einmal; so einen großen Esel wie der Dunkel  
kann's ja gar nicht geben.



## Un was starb er?

Als sich bei einem vornehmen Kranken die Aerzte über die Natur der Krankheit nicht einigen konnten und man doch nach dem Tode desselben bei der Anzeige in den Zeitungen einen Namen für die Krankheit haben wollte, schlug ein Verwandter vor sich im Allgemeinen auszudrücken und „nach namenlosen eiden“ einrücken zu lassen.

## Schulz mit z.

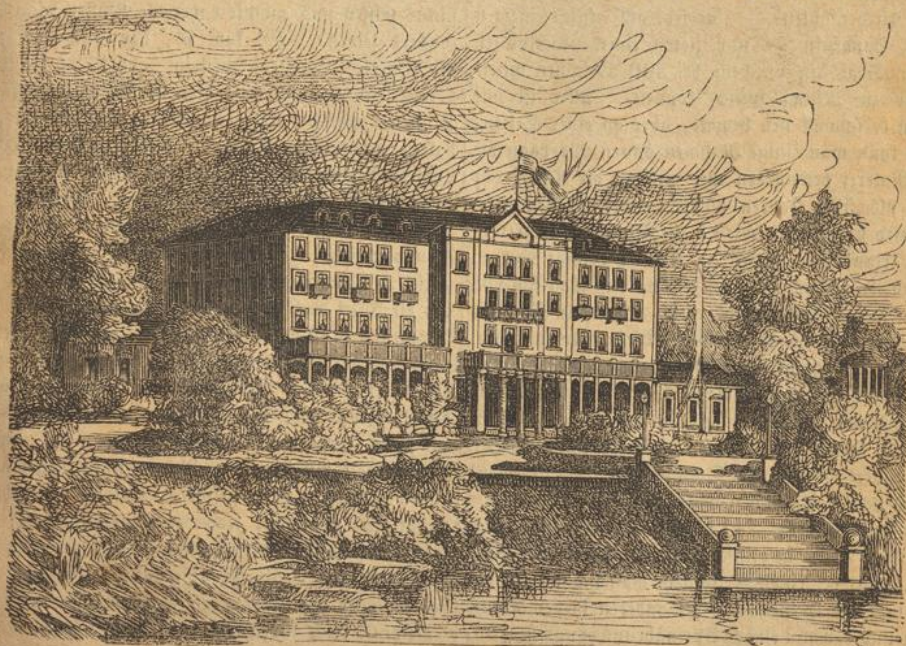
Aktuar: Ihr Nachbar beklagt sich, daß Sie aus Schicane Ihrem Hunde seinen Namen Schulz gegeben haben.

Verlagter: Ist ganz grundlos, Herr Aktuar. Mein Nachbar schreibt sich mit z, aber mein Hund mit h.

## Die neuen „Hotels“ in Konstanz.

Wenn man heute zu Schiff sich der alten Stadt Konstanz nähert, so fällt gleich die Veränderung auf, welche an den der Rheinbrücke trichterförmig sich verengenden Seeufnern vor sich gegangen.

dem Neubau des „Badhotels.“ Dasselbe von ausgedehnten Gartenanlagen umgeben besteht aus einem vierstöckigen Centralbau rechts und links mit Seitenbauten — Speisesaal und Bäder — verbunden, mit prachtvoller Aussicht auf die Alpen, den



Das „Badhotel“ an der neuen Seestraße in Konstanz.

Am rechten Ufer die neue Seestraße die von der Carlstraße bis nach Hinterhausen führt und mit zahlreichen schattigen Ruheplätzen für die Spaziergänger versehen ist. Hinter der Seestraße eine lange Reihe Landhäusern, gegen Petershausen begrenzt von

See und seine Ufer und die Stadt mit ihren Thürmen.

Am linken Ufer vermischt das Auge die alte Dominikanerkirche auf der Macaire'schen Insel. Während man bis in das Jahr 1874 dem mächtigen Bau mit



seinen langen gothischen Fenstern und dem Bild des Bischofs Conrad im Giebelfeld gegen den See noch deutlich seine ursprüngliche Bestimmung ansah, obwohl er freilich schon seit 90 Jahren nicht mehr als Kirche sondern für Fabrikzwecke diente, so winken jetzt zahlreiche Fenster mit Balkonen und Terrassen einladend über den See herüber und das bewog den Kalendermann, auch da einmal nachzusehen, was alles Neues und Schönes gemacht worden sei.

Und seine Mühe hatte ihn nicht gereut; denn wenn schon von außen die alte Kirche mit dem daran gebauten Kloster jetzt einen gar freundlichen Anblick gewährt, inmitten des lieblichen Gartens mit den prächtigen alten Bäumen und rings umspült von den blaugrünen Wellen des See's — so muß man vollends staunen, wenn man hineinkommt und steht, wie klug ein geschickter Baumeister alles was früher da war benutzt hat, um ein ebenso zweckmäßiges als merkwürdiges neues Bauwesen herzustellen. Da stehen sie noch die alten Kirchensäulen — eine jede aus einem einzigen Stück Sandstein — und zieren einen prachtvollen großen Saal, in welchem bei 500 Menschen miteinander zu Mittag speisen können. Alles ist mit feinem Geschmack neu bemalt, aber an einer Seitenwand kann man einige Rahmen öffnen und dann die alte Malerei bewundern mit welchen die Kirche vor mehr als 500 Jahren ausgeschmückt worden war. Da wird dargestellt, wie die christlichen Märtyrer in allen erdenklichen Arten zu Tode gepeinigt wurden und es ist wirklich recht erfreulich, daß man sich von diesem grauelichen Anblick gleich wieder an Ort und Stelle mit einem guten Glas Wein stärken kann. Und das besorgt man am besten, nachdem man noch die anderen schönen Säle (Speise-, Billard- und Lesesaal) sich angesehen hat, in der Trinkstube, die im alten Klosterrefectorium in alterthümlichem Stil hergerichtet worden ist. Da lassen sich jetzt mindestens ebenso heitere Sitzungen halten, als es während des Constanzer Concils 1414—18 die italienische Nation that, welche in demselben Locale ihre Beratungen hielt. Auf der einen Seite steht man hinaus auf den See und das Gebirg, auf der anderen in den Kreuzgang und den mit einem Springbrunnen und Gartenanlagen geschmückten innern Klosterhof. Eine Umschau in dem Kreuzgang, welcher noch in ganz gleichem Stand erhalten ist, wie um's Jahr 1240, gibt alsdann ganz von selber Anlaß, sich in die Zeiten des Mittelalters zurückzuversetzen und sie mit der neuen Zeit zu vergleichen. So viel und so sehr man auch die „guten alten Zeiten“ noch rühmen mag, so ist's

doch auch jetzt gar nicht so schlimm, als man zuweilen denkt, wenn man nur offenen Sinn und dankbares Gemüth für all' das Schöne und Gute besitzt, welches unser heutzutägliches Leben gewährt. Oder ist's nicht besser, heute in diesen Hallen sich zu ergehen, als früher, wo nur finstere Mönche sich selber und ihre Brüder Jahr aus Jahr ein mit Kasteiungen quälten in der Meinung Gott dadurch besonders wohlgefällig zu sein, wie z. B. ein Amandos Suso, der sich hier während 22 Jahren (1318—40) abmarterte „als all' seine Natur verwüstet war und nichts mehr dahinter als Sterben?“ — oder ist es heutzutage nicht besser, wo ein Jeder frei nach seiner Ueberzeugung leben und reden und glauben kann, statt in den Kerker zu wandern wie ehemals Johann Hus, der bekanntlich hier auf der Insel vom 6. Dezember 1414 bis 24. März 1415 elend gefangen lag bis er schließlich gar verbrannt wurde? Auch Kaiser Josef II. wollte bekanntlich von Unfreiheit des Geistes in religiösen Dingen nichts wissen und mochte daher die Klöster nicht besonders leiden. So kam es, daß auch für die Predigerkloster auf der Insel im Jahr 1784 die letzte Stunde schlug. Gerade hier in diesem ehemaligen Kloster wurde der erste evangelische Gottesdienst gehalten, nachdem der Kaiser die Insel dem Herrn Jakob Ludwig Macaire de Lor aus Genf behufs Errichtung einer Fabrik geschenkt hatte und der letztere an der Spitze einer ganzen Colonie reformirter Genfer Konstanz eingezogen war. Von ihm und seiner Familie, in deren Besitz sie bis vor wenigen Jahren war, hat die Insel auch den Namen Macaire'sche Insel bekommen; jetzt ist sie Gemeingut aller geworden, woberen vielseitige Reize gerne genießen wollen und des freut sich der Wanderer um so mehr, als er sich überzeugt hat, daß der neue Gasthof keineswegs zu jenen modernen Anstalten gehört, die gewöhnlich Aehnlichkeit mit Matten-, Maus- und Fliegenfallen haben, indem auch der gespickteste Geldsack mit größter Leichtigkeit und ohne jedwedes Hinderniß wohl im Eingang passirt, aber — einmal darin — mit heftigster Haut den Ausweg nicht mehr findet. Um allen Anforderungen der Neuzeit zu genügen, hat man das Inselhotel auch für warme und kalte Bäder reichlich gesorgt, und wenn unter den Lesern des Wandersmanns etwa Einige befinden, welche die Mittelmeerküste und dessen Küche und Keller des Hotels zu probiren so rathen wir ihnen doch das weniger berauschende Maß seiner Bäder zu genießen und auf diesem Wege wirklich auf der von der Natur und Kunst glücklich ausstatteten Insel sich einen Einblick zu verschaffen.



Die einst auf diesem Eiland saßen,  
Die Mönche, haben es verlassen;  
Berklungen ist der Hora Sang,  
Verstummt der Klosterglocken Klang.

Und dennoch — lieblich bleibt's und heiter,  
Ein paradiesisch Erdenstück;  
Nur ungern zieht der Wand'rer weiter,  
Denkt an die Insel oft zurück.



Das „Insel-Hotel,“ früher Dominikanerkloster.

## Vom früheren Badischen Heere.

Für unsere alten Soldaten  
von einem alten Soldaten.

was geschehen, ist einmal, mag's Jedem gerade schmecken  
oder nicht.

Heute nun will der Wanderer Euch erzählen von dem alten badischen Heere, wie dasselbe entstanden, wo es in aller Welt herumgekommen und was es geleistet hat — auf das wir Badenser es selber nicht vergessen, denn die Zeit läuft schnell und des Volkes Gedächtniß ist leider oft ein kurz Ding. So hört:

Schon im Jahre 1521 hatte Kaiser Maximilian I., der letzte Ritter genannt, eine Reichsmatrikel erlassen über die Bildung eines Heeres, nach welcher Baden-Baden mit Eberstein 20 Reißige und 46 Fußknechte und Baden-Durlach und Hochberg 20 Reißige und 53 Fußknechte im Kriegsfalle zum schwäbischen Kreiscontingent stellen mußten. Für seine überherrnischen Besitzungen war Baden-Baden noch außerdem mit 2 Reißigen und 20 Fußknechten angelegt. Das war der bescheidene Anfang des badischen Heeres und so blieb es auch, mit Hinzurechnung weniger sogenannter Hausstruppen bis 1604, in welchem Jahre die badischen Lande unter dem kriegerischen Markgraf

Wie oft im Laufe der Jahre ist der Wanderer auf seinen Gängen landauf — landab selbster marschirt mit einem alten „Spaniolen“ oder „Rußländer“ und hat sich erzählen lassen, wie die Braven gekämpft und was sie erlitten an der Ebro und an der Bidassoa, an der Beresina und am Dniepr. Jetzt sind wohl fast alle hinüber und die letzte Apell hat sie versammelt zur großen Armee. Von da hat sich im Laufe der Zeit geändert und auch die badische Armee ist jetzt ein Theil der preussischen. Öffentlich ist diese Einverleibung nur eine Etappe des Rückmarsches in „ein deutsches Heer.“ Dem Wanderer und vielen Andern wäre es lieber, dieses Rückmarsches wäre in einem Tagemarsch geschehen oder man hätte in Gottesnamen gewartet, bis für Alle ein praktischer Weg gefunden wäre, denn so ist es wieder nur halbe Arbeit. Nun der Wanderer und vielen Andern sind eben nicht gefragt worden und



Georg Friedrich vereinigt wurden. Georg Friedrich vermehrte seine Heeresmacht bedeutend, so daß dieselbe bestand, aus:

1 Fähnlein geharnischter Gardereiter, 1 Compagnie Lehendreiter, 6 Kornet Landreiter und 3 Regimentern Landsknechte, das weiße (Durlach), das schwarze (Baden) und das rothe (Hochberg), aus welchem letztem Regimente 1618 zwei gebildet wurden. Dazu kam noch eine Artillerie von 40 Stücken, zusammen 5—6000 Mann. Da der Markgraf vor der Schlacht bei Wimpfen 1622 noch württembergische Reiter, sowie ein Fälzisches und ein Weimarisches Fußregiment in seinen Sold nahm, so brachte er sein Kriegsheer auf 15000 Mann — für damalige Zeit eine gewaltige Macht. —

Nach der unglücklichen Schlacht bei Wimpfen wurden die badischen Lande wieder getrennt und es blieben nur einzelne Compagnien Landdragoner und Musketiere bestehen, bis zum Jahre 1701, dem Beginne des spanischen Erbfolgekrieg's, zu welchem Baden=Durlach 2 Bataillone Infanterie und 2 Compagnien Dragoner, Baden=Baden aber 1 Bataillon Infanterie und 1 Compagnie Dragoner stellten, welche Truppen nach dem Kriege wieder aufgelöst wurden. Erst 1752 bildete Baden=Durlach wieder ein Grenadierbataillon und Baden=Baden eben ein solches, sowie eine Escadron Husaren. —

Nur endlich im Jahre 1771 das gesammte badische Gebiet unter dem Markgrafen Carl Friedrich wieder vereinigt wurde, begann, bedingt durch die politischen Verhältnisse sowohl als durch die Vergrößerung des Landes, eine Reihe von Neubildungen. So wurden 1780 die übernommenen Grenadierbataillone in ein Leibregiment vereinigt, 2 neue Füßlerbataillone „Erbsprinze“ und „Rastatt“ aufgestellt, die Husaren in eine Art Landgendarmen, die Landdragoner in 1 Compagnie Dragoner und 1 Compagnie Kürassiere umgewandelt. Die Reiterei war jedoch gewiß billig zu unterhalten, da sie im Frieden — keine Pferde hatte. Auch eine sehr bescheidene Artilleriemacht von 4 Dreipfündern wurde gebildet, zu der jedoch 1796 noch 2 6-Pfünder und 2 6-zöllige Haubigen hinzukamen.

Mit der Erhebung Baden's zum Kurfürstenthum 1803 wurde jedoch die Militärmacht gewaltig hinaufgeschraubt, so daß sie in diesem Jahre schon aus 3 Infanterie=Regimentern, Kurfürst, Markgraf Ludwig, und Kurprinz, 1 Grenadier=Bataillon von Stetten, 1 Jägerbataillon von Becke, 1 Garnisonsregiment von Lindheim, 1 Escadron Garde du corps, 1 Escadron Husaren, 1 Regiment Dragoner und 1 Ba-

taillon Artillerie = 10 Bataillonen Infanterie, 7 Escadronen Reiterei mit 12 Geschützen bestand.

Diese Truppen, zusammengesetzt aus den Trümmern der Kriegsmacht der verschluckten Nachbarn (Waieren Bischof, Speißen, Reichstädtischen u.) wurde schon 1806 auf französisches Verlangen in der Weiler vermehrt, daß die Husarenescadron zu 1 Regiment, das Grenadier- und Jägerbataillon, durch eine Lening'sche Compagnie verstärkt, zur Leibgrenadiergarde und einem vierten Infanterie=Regiment (v. Harrant) formirt wurden. Das Garnisonsregiment wurde in 4 solche (von Lindheim, von Dliyz, von Röder und von Biedensfeld) getheilt, die Reiterei bekam Pferd und die Artillerie 24 Geschütze, darunter eine reitende Batterie von 8 Stück.

Vom Jahre 1804 wurde die Mannschaft nach dem Cantonsegeße, das jedoch viele Ausnahmen zuließ, zwangweise ausgehoben, 1808 aber die Blutssteuer nach französischem Muster, die Conscription eingeführt.

Die Ansprüche des französischen Imperators mehrten sich in's Ungeheure, es mußten dem Moloch für die Vergrößerung des Landes neue Menschen=Dopfer gebracht werden — besonders zu dem Feldzuge 1811 gegen Rußland, wohin ihm auf der Bahn des Verderbens folgen mußten: die Infanterie=Regiment Großherzog Nr. 1, Erbgroßherzog Nr. 2, Hochberg Nr. 3, das leichte Bataillon v. Lingg (die Hersefeldtäger) das Husarenregiment v. Geusau, 1 Fuß- und 1/2 reitende Batterie — 1 Regiment Nr. 4 und 1 Batterie waren noch in Spanien. Im Lande blieben nur die Leibgrenadiergarde, die Garde du corps und das Dragonerregiment v. Freisfeldt Nr. 1.

Von unsern Landseuten, die den Feldzug nach Rußland mitmachten und welche von den feindlichen Waffen verschont blieben, gingen fast alle auf den eisenbedeckten Feldern zum ewigen Schlafe ein — nur schwache Reste sind zurückgekehrt.

Aus diesen und den im Lande verbliebenen Truppen wurden 1813 mit Hülfe starker Aushebungen neue Infanterie=Regimenter v. Stockhorn Nr. 1, Markgraf Wilhelm Nr. 2 und Großherzog Nr. 3, ein leichtes Bataillon, 1 neues Dragonerregiment Geusau Nr. 2, sowie 2 neue Fuß- und 1/2 reitende Batterie formirt.

Bei der Erhebung Deutschlands Ende des Jahres 1813 wurden diese Truppen durch 12 Landwehrbataillone, ein Regiment freiwilliger Jäger zu Pferd und einen Zug freiwilliger Artillerie und endlich 1814 jedes Infanterie=Reg. durch ein 3. Bataillon, jedes Cavallerie=Regiment durch eine 6. Escadron vermehrt.



1821 wurde nach der Bundesverfassung das Groß-  
Truppcorps als 2. Division dem 8. Armee-  
korps zugetheilt und erreichte 1830 die Stärke von 10  
Bataillonen, 12 Escadronen, 4 Batterien, 1 Pionier-  
kompanie und Handwerker-Kompagnie.

Was nun die neuern Veränderungen betrifft, so  
sind diese, als in unsere Zeit fallend, bekannt und  
durch einen der Wanderer deßhalb zu einem andern Thema  
übergehen, wobei er verspricht etwas unterhaltlicheres  
zu sagen werden.

Er will nun erzählen von den Fahrten und Thaten  
der badischen Krieger. — Daß freilich im Laufe der  
Zeiten bei so vielen Kriegszügen manches badische  
Vädel bitterlich weinte und manche badische Mutter  
trauer trug, das kann sich der geneigte Leser wohl  
vorstellen — aber brav gehalten haben sich stets unsere  
Männer, im Glück wie im Unglück, und wir dürfen mit  
Recht stolz sein auf unsere roth und gelben Fahnen  
welche im eisigen Norden, wie im glühenden Süden  
selbst ein herrliches Erdheil's im Pulverdampfe ruhmvoll geweht  
haben.

In den letzten zweihundert und fünfzig Jahren haben  
die Badenser fast allen Völkern Europa's gegenüber  
— den Türken, Russen, Holländern, Dänen,  
Schwedem, Ungarn, Kroaten, Italienern,  
Spaniern, Engländern und Franzosen. Ihr glaubt  
vielleicht liebe Leser, der Wanderer nehme den Mund  
zu voll, wenn er so glatt weg  
von Türken und Heiden spreche, mit denen sich unsere  
Väter gerauft haben sollen. Nun — er will  
die Kriegszüge aufzählen — es ist eine ordent-  
liche Mehrgerechnung, wie der Engländer sagt. Die  
Badenser haben seit dem Jahre 1618, also im Zeit-  
raum von 257 Jahren mitgerauft und mitgeblutet in  
folgenden Feldzügen:

Im 30jährigen Krieg 1618 bis 1648. Gegen die  
Türken und Ungarn 1684 bis 1686. Im sogenannten  
ländischen Nachkrieg 1672 bis 1713. Im  
älzischen oder Orleans'schen Krieg 1688 bis 1697.  
Spanischen Erbfolgekrieg 1701 bis 1713. In  
sreichischen Diensten 1715. In Sardinischen  
diensten 1740. Im Polnischen Thronfolgekrieg  
33 bis 1735. Im Oestreichischen Erbfolgekrieg  
40 bis 1748. Im 7jährigen Krieg 1756 bis 1762.  
den Revolutionskriegen 1789 bis 1796. Im  
österreichischen Feldzuge 1792 bis 1795. Im Oest-  
reichischen Feldzug 1805. Im Preussischen Feldzug  
1806 und 1807. Im spanischen Feldzug 1808 bis  
1813. Im 2. Oestreichischen Feldzug 1809. Im Rus-

sischen Feldzug 1812. Im Feldzug in Sachsen und Schle-  
sien 1813. Im Feldzug gegen Frankreich 1814 und  
1815. Im Schleswig-Holsteinischen Krieg 1848  
und 1849. In den Revolutionskämpfen 1848 und  
1849. Im Deutschen Krieg 1866 und endlich gegen  
Frankreich im großen vaterländischen Krieg 1870 und  
1871. Also in 25 Feldzügen, wovon allein in 12 ge-  
gen die Franzosen. In diesen Kriegszügen fochten die  
Badenser in 23 großen Schlachten, 80 bis 100 größern  
und ungezählten kleinern Gefechten und haben belagert  
und vertheidigt über 40 feste Plätze, so daß, wenn  
die Kämpfe gleichmäßig auf die Jahre vertheilt würden,  
wir singen könnten, wie der schwäbische Ritter:

Jedes Jahr hat eine Schlacht  
Schwert und Streittag stumpf gemacht.

Wenn das Papier reichen würde, könnte auch der  
Wanderer viel Interessantes und nicht überall Bekann-  
tes aus den Kriegzeiten erzählen; vielleicht kommt  
er noch einmal dazu, heute aber will er nur noch  
berichten von 2 Schlachten, in denen unsere Leute in  
hervorragender Weise Antheil nahmen. Von der  
ersten Schlacht in welcher nemlich die Badner selbst-  
ständig gestritten, der Schlacht der 400 Pforz-  
heimer bei Wimpfen 1622 und von der letzten,  
in welcher sie noch als Badner vor dem Uebergang in  
das Preussische Heer reichliche Vorbeern errungen haben,  
von der Bourbafischlacht bei Welfort 1871.

I.

Die Schlacht bei Wimpfen 6. Mai 1622.

Die Fahne flattert hoch im Wind,  
Wir wollen festlich werben,  
Mit treuem Herz und starkem Arm,  
Um's Siegen oder Sterben!

Der Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein  
unternehmender und kriegslustiger Herr, wurde schon  
im Jahre 1608 Mitglied der protestantischen Union  
und hatte, wie früher schon erzählt, die Wehrkraft  
seines Landes bedeutend erhöht. Als nun 1618 der  
30 jährige Krieg ausbrach, verstärkte er sein Heer  
und machte sich kriegsbereit, so daß es im Jahre 1621,  
da er schlüssig geworden dem geächteten Friedrich von  
der Pfalz, dem böhmischen Winterkönig, wieder zu  
seinen Landen zu verhelfen, nur noch geringer Wer-  
bungen bedurfte, um im Felde auftreten zu können.  
Dies that er auch ohne Zaudern. Nachdem Herzog  
Wilhelm von Sachsen-Weimar mit 2000 Mann zu  
Fuß und 1000 Cürraffieren in seinen Dienst getreten,  
hielt er am 22. April 1622 in Mühlburg Heerschau  
und rückte mit 5 Regimentern Fußvolk (dem weißen



„Durlach“, dabei die Pforzheimer, dem schwarzen „Oberbadener“, dem rothen „Hochberg“, dem Regiment „Mötteln“, und einem Regiment „Weimar“, wozu später noch ein pfälzisches Regiment kam, den Garde-, Lehens- und Landreitern, sowie Weimar'schen und später Württembergischen Kürassieren und einigen Cornets französischer Reiterei = 11,000 Mann Fußvolk und 3500 Reitern, wozu noch 40 Stück aller Kaliber kamen, nach Stafforth in's Lager. Auch die, von ihm selbst erfundenen, mit einem „Schrotstücklein“ versehenen „Spitzwagen“ brachte er dorthin. Mit Stück- und Trospnechten zählte das Heer 15,000 Mann, darunter 10,000 Landeskinder.

Mit diesem Heere zog nun der Markgraf dem Pfälzer Friedrich und dem bekannten Grafen von Mannsfeld zu Hülfe und verhalf diesen zum Siege bei Wiesloch am 26. April über Tilly, der nach bedeutenden Verlusten gezwungen wurde, sich über Sinheim nach Wimpfen an den Neckar zurückzuziehen.

Statt nun, wie es wohl besser gewesen, vereint zu operiren, trennten sich die Heere. Die Pfälzer unter Mannsfeld rückten nach der Bergstraße gegen die Spanier unter Don Gonzalez de Cordoba und Georg Friedrich verfolgte unter Mitnahme des Weimarischen Fußregiments und der Württembergischen Kürassiere den geschlagenen Tilly, nahm Sinheim, Hilsbach, Eppingen und rückte über Schweigern auf der Heilbronn-Strasse vor. Tilly blieb diesseits des Neckars, den er überbrückte und rief Cordoba zu Hülfe, welche ihm dieser auch durch den Ddenwald zuführte. Mit Cordoba hatte Tilly ungefähr 20,000 Mann.

In Schweigern erhielt Georg Friedrich Kunde von der Stellung Tillys und rückte über Biberach gegen denselben vor, sein Marsch wurde aber durch Hindernisse so verzögert, daß Tilly Zeit gewann den, das Schlachtfeld beherrschenden Dornachwald zu besetzen.

Der Markgraf kam dadurch von Hause aus in eine üble Lage. Vor sich diesen Wald und die dominirenden Höhen, hinter sich den Thalhang und im Thalgrund den Böllingerbach, stand er am Rande des Plateaus einem überlegenen und klugen Feinde gegenüber — aber er wollte einmal schlagen und er bereitete sich zur Schlacht.

Die „Spitzwagen“ wurden auf der Straße von Biberach nach Obereisingen nebeneinander aufgefahren und hinter ihnen stellten sich in der sogenannten Hohldecklinge, einer sanften Vertiefung, die 6 Infanterie-

Regimenter in einem Treffen auf. Den linken Flügel auf dem Biberacher Wartberge, bildete die Reiterei. Hinter dem rechten Flügel bei dem Böllingerbach wurden die Wagen zu einer Wagenburg und vor diesen die Geschütze aufgefahren.

Die Aufstellung des badischen Heeres war demnach Front gegen Norden dem  $\frac{1}{2}$  Stunde entfernten Dornachwald gegenüber, aus welchem am Vormittag des 6. Mai Tilly mit 6 Regimentern Fußvolk, das Geschütz vor der Fronte, die Reiterei auf den Flügel hervorbrach.

Nach heftigem Geschützkampf und Echarmüth der Reiterei, drang das Bayrische Fußvolk auf den linken Flügel des badischen Heeres ein, wurde aber dort von dem Regimente Weimar so blutig abgewiesen, daß der Markgraf eine Strecke vorrückte, bald jedoch wieder in seine Stellung zurückkehrte.

Als nun gegen Mittag Herzog Magnus von Württemberg mit der vereinigten Reiterei die bayrische Reiterei traf, daß ein Theil das Schlachtfeld verließ, stellte Tilly seine Angriffe ein und führte sein Heer in den schattigen Wald zurück, wo er den anrückenden Cordoba abwartete. Dieser traf auch bald ein und wurde mit seinen zwei Regimentern auf den rechten Flügel des bayrischen Heeres gewiesen.

Markgraf Georg Friedrich benützte die Waffentruhe dazu seine Front zu verlängern, Obereisingen zu besetzen und die Reiterei auf den rechten Flügel zwischen Obereisingen und der Infanterie zu ziehen. Den linken Flügel bildeten nunmehr die Geschütze und die „Spitzwagen“ gedeckt durch die französischen Reiterkornet's. Hinter der Infanterie wurde die Wagenburg aufgeföhrt.

Nach 1 Uhr sah' der Markgraf Staubwolken im Rücken des Tilly'schen Heeres, er glaubte es seien Pfälzische Truppen, die Mannsfeld schickte — es war Cordoba.

Tilly im Besitze der Uebermacht schritt zum Angriff und zwar gegen die linke Flanke des markgräflichen Heeres um solches von seiner Rückzugslinie nach Biberach abzudrängen. Diese Umgehung auszuführen wurde Cordoba mit seinen Spaniern befehligt. Die Reiterei sendete Tilly erfolgreich gegen den rechten Flügel, wo Herzog Magnus von Württemberg mit tapferm Widerstand geworfen wurde. Er selbst ging nach Obereisingen an, dabei feuerte die Artillerie, die wie ein Theilnehmer an der Schlacht berichtet, „gedonnert und gepörselt, als ob Himmel und Erde zusammenfallen wollten.“

Auch Obereisingen fiel. Der Markgraf jedoch



Die Hauptmacht seiner Fußtruppen, ging, entschlossen die Gassen vor und drängte die Bayern nach dem Walde. Dem Markgrafen brach Cordoba, der die Umgehung ausgeführt, plötzlich hervor. Das Regiment „Neapel“ stürzte sich mit Ungestüm auf die linke Flanke. Vergebens wollten die badischen Stückkugeln Gassen in die spanischen Reihen einreißen, die ermüdeten Badner konnten den wüthenden Angriffen der frischen Truppen nicht mehr widerstehen und der Markgraf sieht sich genöthigt seine Regimenter unter blutigem Kampfe nach der Wagenburg zurückzuführen.

Spanier, welche dieselbe gegen die Wagenburg richteten. Auch die führerlose Reiterei des rechten Flügel's verläßt das Schlachtfeld.

Zuletzt stand nur noch das einzige Regiment Unterbadern, das weiße, bei dem sich 400 Pforzheimer befanden. Es deckte die Flucht des Markgrafen, der allein am Markungsthurm von Heilbronn ankam. Stehenden Fußes fand der größte Theil des weißen Regiment's den Heldentod auf dem Schlachtfeld — die wenig Ueberlebenden retteten die Fahnen, welche in der Stiftskirche zu Pforzheim aufbewahrt werden.



Kampf der 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622.

Hier nun wird der letzte Verzweigungskampf gezeigt, drei bayrische Regimenter werden bei den Turmangriffen fast aufgerieben, da entscheidet eine unglückliche Katastrophe den Ausgang. Im Innern der Wagenburg fliegen 5 Pulverwägen in die Luft, Trümmer und zerstückte Menschenkörper umherschleudert, das Heer wankt, die französische Reiterei ergreift die Flucht, die Geschütze fallen in die Hände der

Das ist die Geschichte der 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622, von der das alte Theatrum europaeum erzählt:

„Der Oberst Helmstädt hat sich mit dem weißen Regiment bis auf den letzten Mann gewehrt und hätte auch die Victoria erlangt, wenn nur die Reiterei standhafter gewesen wäre. —“



## Die Schlacht bei Belfort

15., 16. und 17. Januar 1871.

Wir stehen fest, wir wanken nicht  
Als treue „Wacht am Rhein.“  
„Wir lassen keinen Welschen durch,“  
Soll unsre „Loosung“ sein!

Das Kriegsjahr 1870 nah'te sich seinem Ende, ohne daß die Glücksgöttin den französischen Waffen nur ein einziges Mal ihre Gunst gezeigt. Gambetta, der die Leitung der Dinge übernommen, sah' ein, daß Etwas geschehen müsse um die gänzliche Vernichtung Frankreichs zu verhüten und faßte die, an sich ganz richtige Idee, eine Diverston im Osten von Lyon aus gegen die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere dürfte von bedeutendem Nutzen sein. Die Entsetzung Belforts, die Befreiung des Elsaßes, ja, im günstigsten Falle ein wenn auch nur vorübergehender Einbruch in Südwestdeutschland, oder aber eine Einwirkung auf den Gang der Dinge in Frankreich durch einen Vormarsch auf Nancy standen in Aussicht. Der Plan fand Billigung und wurde mit möglichster Beschleunigung zur Ausführung gebracht.

Als man auf deutscher Seite den Anmarsch des mit der Ausführung betrauten General Bourbaki (mit 140 bis 150,000 Mann und 360 bis 400 Geschützen) in sichere Erfahrung gebracht, wurde Dijon, zu dessen Behauptung das kleine Corps Werder's zu schwach war, auf Weisung des Hauptquartiers in Versailles am 27. Dezember geräumt und mit Gewaltmärschen, bei Glätteis und Schnee, die Stellung bei Besoul erreicht.

Die Lage von Besoul ist derart, daß die dortige Stellung sowohl die Straßen durch die Vogesen nach Spinal schützt, als auch die Belagerung von Belfort, das in wenig Märschen erreicht werden kann, gegen einen Angriff deckt.

Hier stand nun General Werder, in Erwartung der Dinge die da kommen sollten, vom 30. Dezember bis 9. Januar, während noch die 3. bairische Brigade Keller Gray, einen starken Tagemarsch vorwärts Besoul gegen Dijon, besetzt hielt. Noch in den ersten Tagen des Januar konnte man nicht klar darüber werden, was Bourbaki beabsichtigte, ob auf Luneville vorzubringen oder Belfort zu entsetzen — aber der Nebel zerschellte sich plötzlich. —

Durch eingebrachte Gefangene erfuhr man am 5. Januar, daß das 18. und 20. französische Armeecorps,

welche zur 1. Armee Bourbaki's gehörten, Besançon stehen und zugleich kam man durch Kuriersberichte über den feindlichen Operationsplan in's Klare. Auf telegraphische Meldung nach Versailles wurde dort die Bildung einer Südarree, bestehend aus dem 2., 7. und 14. (Werder'schen) Armeecorps und dem Befehle des General von Manteuffel, beschloß und dieselbe auf das westliche Kriegstheater beorderte. Die Entscheidung kam aber schneller als Manteuffel.

General Werder, welcher, bei Besoul nicht angegriffen, richtig erkannte daß es sich um den Entsetzungsversuch Belforts handle, rückte, nachdem er am 9. Januar einen kräftigen Vorstoß gegen Billersfeld gemacht nach seiner linken Flanke, über Héricourt nach bedrohten Punkte, während Bourbaki den 10. und 11. unthätig bei Billersfeld stehen blieb und es durch ermöglichste, daß die deutschen Truppen am 11. die gewählte Stellung hinter den Flüssen Moselle und Allaine erreichen und diese durch Befestigung verstärken konnten. Diese Stellung hatte eine Ausdehnung von 2 — 3 Meilen und zog sich von Héricourt über Héricourt und Montbelliard bis Delle an die Schweizergrenze. In diese Stellung wurden auch von der Belagerungsartillerie vor Belfort weit entbehrlich, Geschütze gebracht. So erwarb Werder nun den Angriff Bourbaki's, hielt es aber für seine Pflicht, in Betracht der Minderzahl seiner Truppen (43,000 gegen 150,000) in Versailles einmal anzufragen, ob er unter den gegebenen Verhältnissen die Schlacht annehmen solle? Die Antwort lautete: Ja, denn das Anrücken Manteuffel's wird in den nächsten Tagen fühlbar werden. Er kam diese Antwort erst am 15., nachdem der Schlachttag glücklich überstanden war.

Die Aufgabe für unsre tapfern Soldaten war keine. Bei 17° Kälte, schmalen Portionen, mußte sie Tag und Nacht kampfbereit sein — die Vortrupps sogar ohne Feuer. Dabei waren die deckenden Schneeläufe stellenweise gefroren und für den Feind gangbar.

Am 14. standen die Truppen schlachtbereit: zwar: in Genèvier General Degenfeld (2 Bataillone, 1 Escadron, 2 Batterien); von Chagey bis Héricourt General Solz (7 Bataillone, 4 Escadronen, 6 Batterien); von Héricourt bis zur Südwestecke des Bois du Mont Dainin Oberst Knappstein (2 Bataillone, 2 Escadronen, 4 Batterien); von Héricourt bis Montbelliard Oberst Zimmermann (8 Bataillone, 2 Escadronen, 4 Batterien). Von Sochaumont



Der General Debschütz (8 Bataillone, 2 Escadronen, Batterien; als Reserve hinter Hericourt die 3. badische Brigade Keller mit 6 Bataillonen und die badische Brigade Oberst von Wechmar mit 5 Bataillonen, dazu 6 Batterien. Außerdem war Oberst Massen beordert mit 2 badischen Cavallerie-Regimenten auf verschiedenen Straßen gegen den Dgnon zugehen.

Am 13. hatte der Feind die Vorposten (unter den ersten Loos und Nachtigall) vor dem Centrum bei Marie angegriffen, welche sich dem Befehle gemäß nach der Lisaine zurückgezogen und auch am 14. blieb es noch bei Vorpostengefechten. Doch endlich am 15. wurde die Sache bitterer Ernst.

Es war ein kalter heller Wintertag. Schon  $\frac{1}{2}$  9 Uhr begann die blutige Arbeit, indem die Franzosen auf der ganzen Linie ein lebhaftes Artilleriefuer eröffneten. Nachdem bei Chagey an dem rechten Ende der deutschen Stellung ein Bataillon des 3. Infanterie Regiments durch 4 Bataillone, welche sich je auf stehendes Feuergefecht beschränkten, angegriffen wurde Oberst Loos mit seinen Vortruppen durch die feindlichen Massen gedrängt und mußte durch Hericourt zurück gehen und jenseits Stellung nehmen. Auch dem linken Flügel mußten die Vortruppen zurück, gegen 3 Uhr Mittags wurde Oberst Zimmermann von den Franzosen, Montbelliard zu räumen, wofelbst jedoch Besatzung des Schlosses, trotz lebhafter Beschießung 6 feindlichen Batterien Stand hielt und den Franzosen gewaltigen Abbruch that. Bethoncourt und Montbelliard wurde ebenfalls gegen den Angriff 5 Bataillonen von dem Landwehrbataillon Goldappalten, welches später durch 1 Bataillon des 1. Infanterie Leib- Grenadier-Regiments und 1 badische Batterie unterstützt wurde. Am ernstesten waren die französischen Angriffe im Centrum bei Buffurel, wo der Gewalt der Durchbruch versucht wurde. Hier stand das Landwehrbataillon Danzig, 2 Bataillone der badischen 5. Infanterie Regiment und 1 badische Batterie, welche, später durch 2 weitere Bataillone der badischen 4. und 5. Regimente unterstützt, alle Angriffe der Franzosen, welche mit 2 Brigaden und 7 Batterien statthatten, standhaft zurückwiesen. Auf dem rechten Flügel fand gegen die Stellung Obersten Loos bei Hericourt um 3 Uhr Nachmittags ein erneuter Angriff statt, der jedoch abgewiesen wurde, dagegen wurde das Bataillon des 3. badischen Regiments in Chagey durch gewaltige Uebermacht zum Rückzuge gezwungen, nahm aber Abends 5 Uhr Unterstützung von 1 Bataillon des 6. Infanterie Regiments

und  $\frac{1}{3}$  Batterie das Dorf wieder und wurden auch hier alle erneuten Angriffe des Feindes energisch abgeschlagen.

Auf dem äußersten rechten Flügel bei Frahier gegen General Degenfeld, wie auf dem äußersten linken bei Montbouton und Baudoncourt gegen General Debschütz beschränkten sich die Franzosen auf leichte Angriffe und Demonstrationen. So ging der blutige Wintertag zu Ende, ohne daß es dem Feinde trotz 9 stündiger Anstrengung von  $\frac{1}{2}$  9 Uhr Morgens bis  $\frac{1}{2}$  6 Uhr Abends gelungen wäre irgendwo durchzubrechen.

Am 2. Schlachttage, am 16. erneuerten die Franzosen ihre Angriffe. Dichter Nebel lag im Lisainethal, so daß der Artillerie ihre Aufgabe sehr erschwert wurde. Schon am Morgen wurden die Deutschen bei Buffurel und Hericourt lebhaft angegriffen und am Nachmittage versuchten die Franzosen zwischen Buffurel (General Keller) und Montbelliard mit aller Macht durchzubrechen. Vergebens waren aber alle Anstrengungen.

Auf dem rechten Flügel stand General von Degenfeld mit dem kleinen Häuflein von 3 Bataillonen und 3 Batterien in 10 stündigem Kampfe gegen gewaltige Uebermacht und wurde nach tapferstem Ringen von Chenebier nach der Ferme Rougeot gedrängt, besetzte aber am Abende Frahier an der Lisaine wieder.

Selbst nach hereingebrochener Nacht versuchten die Franzosen noch Bethoncourt zu nehmen und Morgens um 3 Uhr Hericourt zu überfallen, wurden aber nach heftigem Kampfe geworfen. So stand auch am 2. Schlachttage fest und un durchbrochen die Nacht am Rhein.

Der 3. Schlachttag brach an. Nun galt es Chenebier wieder zu nehmen und das Vordringen des Feindes über Frahier hinaus zu verhindern. General Keller griff Morgens  $\frac{1}{2}$  4 Uhr mit seiner verstärkten Brigade in der Dunkelheit an und drang stürmend in Chenebier ein. Den westlichen Theil des Ortes konnten die tapfern Preußen und Badenser trotz erbittertem Kampfe nicht nehmen und mußten sogar, da der Feind gewaltige Verstärkung erhielt, Chenebier wieder räumen, nahmen aber 400 Gefangene nebst vielen französischen Fahrzeugen mit sich und stellten sich unmittelbar gegenüber auf, alle Angriffe energisch zurückweisend. Auch an andern Punkten der Schlachtlinie, so bei Chagey und Montbelliard hatten die Franzosen wieder angegriffen, aber gleichfalls ohne Erfolg.

Völlig erschöpft von 3 tägigem blutigem Ringen zog sich der Feind am Abende in seine Stellungen zurück und suchte sich zu verschanzen. Schon an



diesem Abend und in der darauf folgenden Nacht begann der Rückzug Bourbaki's, der durch starke Truppenabtheilungen, die bis zum 18. am rechten Ufer der Rissaine stehen blieben, gedeckt wurde. General Keller befehligte am 18. Mittags Chenebier und beschloß den abziehenden Feind. Am selben Tag ging General Debschütz von Delle und Montbelliard vor und drängte den Feind nach Blamont. Am 19. begann General Werder die Verfolgung, bei welcher tausende von Verwundeten aufgefunden und von Gefangenen gemacht wurden.

Das später erfolgte Zusammenwirken mit Mantuffel führte bekanntlich zu dem Resultate, daß, nachdem Bourbaki einen Selbstmordversuch gemacht hatte, seine Armee geführt von General Clinchant in der traurigsten Verfassung die Schweizergrenze überschreiten und sich dort ent Waffen lassen mußte.

Daß in unserm Baden über diesen herrlichen Sieg, der uns von schwerer Sorge befreite, ungeheurer Jubel herrschte, versteht sich um so mehr, wenn man bedenkt, welch' bedeutender Antheil unsere braven Truppen an diesem Heldenkampfe gehabt. Es folgten 18 Bataillone, 12 Escadronen und 10 Batterien Badner in der Schlacht.

Aber auch die Belagerungsarmee von Belfort führte

wohl, daß sie aus schwerster Bedrängniß gerettet wurde. Ein Offizier dieser Armee schreibt: „Wenn mit der Dunkelheit sich noch eines der schweren Geschütze der Schlachtlinie hören ließ, dann athmete man leicht auf und sagte: Die schweren Bursche sind noch wehl auf, — noch ist an kein Weichen zu denken.“

Ja, bei Gott — es war an kein Weichen zu denken. „Wir lassen sie nicht durch“ war die Losung und demgemäß standen sie wie eine Granitmauer und wohl verdient haben die Braven den Dank des Kaiser's, der in seiner Depesche an General Werder also aussprach:

„Ihre heldenmüthige 3 tägige, siegreiche Vertheidigung ihrer Position, eine Festung im Rücken, ist eine der größten Waffen thaten aller Zeiten. . . .“

So,

jetzt ist der Wanderer zu Ende und hofft, der Leinwand einverstanden mit dem „Ehrenbuschen“ den der Feind den badischen Soldaten gesteckt hat, nimmt sein Ge zur Hand, flugt herzhaft an und ruft:

Ein Hurrah den braven, deutschen Soldaten allen und unsern Badenfern in's Besondere!

## Die Feierabendstunde.

Hinter dem Schoppen ein Schläschen riskiren,  
Kann auch dem Klügsten einmal arriviren,  
Wie die nachfolgende Geschichte Euch lehrt,  
Welche der Wanderer kürzlich gehört  
Und zu der Leser Erheiterung  
Nunmehr in artigen Verslein besung.

„Michel, du Schlafsmütze, liegst auf den Bänken,  
Daß sich das Sonnenlicht ob dir möcht kränken.  
Geh' an die Luft, die erhaltet dich wach!“  
Und Meister Michel, gab seiner Frau nach.  
Doch war's schon dunkel und 6 Uhr schlug's bald,  
Drittens war's windig und viertens sehr kalt,  
Fünftens der Michel vom Durste gequälet;  
Sechstens sei auch sein Katarrh nicht verhehlet.  
So an die Luft geh'n, ob das rentire?  
„Zehrt doch die Lust! — und viel besser ist's schiere,  
Ich zehre selber!“ Gesagt und gethan,  
Flug's kehrt der Michel im Bierhause an.

Daß dich der . . . , kaum hat die Wirthin den Becher  
Hin vor den Michel als Lustkur gestellt,

Schließt er schon wieder die Augen, der Becher;  
Dieses Mal aber — da wird er geprellt.  
Denn alle Zeugen des Schlafs des Gerechten  
Halten zusammen; sie löschen das Gas,  
Ziehen hinaus und darin, wo sie zechten,  
Einzig noch Michel, der Schlummerer, saß.  
Draußen Berathung, der Plan schon bereit:  
O armer Michel du dauerst mich heut!

Die Polizeiwachen grande tenue  
Dringt in die Wirthstüb' und voller Genie  
Thut sie dem Aermsten der Michel zu wissen,  
Daß nicht allhiero sein Ruhelassen;  
Die Polizeistund, sie habe geschlagen  
Und er mög schleunig nach Hause sich tragen.  
„Hät' ich so lange geschlafen allhier?“  
Gähnte der Michel ruckweis herfür,  
Reckte die Arme und rieb sich die Brauen;  
„Wie thut es mir vor dem Heimwege grauen;  
Winternacht, 11 Uhr schon — — angenehme  
Michel trollt heim, seinem Ehebett zu,  
Wundert sich nur, daß sein Hausgang noch off



nd als er kam in die Stube geloffen,  
 Gimmelt's von Gästen und s' Aergste dabei  
 Bar von der Bierstub' her die Kumpane!'  
 achend empfing ihn die lustige Schaar,  
 nd — ob's auch Michel um's Lachen nicht war —  
 zetzt er sich willig hin zu den Gesellen.  
 's Kürzeste schien: genug Flaschen bestellen!  
 ohne Pardon wurden alle geleert,  
 is nach vier Stunden erst wieder einkehrt  
 die Polizei mit dem finstern Gesicht:  
 Geierabendstunde nun wirklich anbricht!"

Sprach's und der Michel und seine Genossen  
 Fügte sich willig und ohne viel Glossen.

Michel, der Schlummerer, schwur hoch und theuer:  
 „Schlafen am Viertisch, nein, das thu' ich heuer  
 „Nimmermehr; lieber die Luftkur genießen,  
 Als an demselbigen Abend die süßen  
 Worte aus hochpolizeilichem Mund  
 Zweimal hör'n: Meine Herrn Fei'rabends-  
 fund!"

### Treue Liebe.

Hauptmann: Ich frage  
 Sie zum letzten Mal, wollen  
 Sie das Verhältniß mit  
 meiner Köchin aufgeben?  
 der vierzehn Tage Kasernen-  
 dienst!

Soldat: Herr Haupt-  
 mann, lieber vierzehn Tage  
 dienst.



### Die Reblaus.

Die Rebbesitzer erinnern sich gewiß noch mit Schrecken  
 an die Traubenkrankheit, welche vor mehr als zwanzig  
 Jahren so gefahrdrohend bei uns eingekehrt war.  
 Wahrscheinlich ging sie von Griechenland aus und  
 entwickelte auch hauptsächlich im Süden ihre Vollkraft.  
 Hier seine Madeira und der feurige Alicante waren die  
 vornehmsten Oxyer ihrer Zerstörungswuth. Diese  
 Krankheit bestand im Auftreten eines Pilzes auf den  
 grünen Sprossen des Weinstockes in Form weißlicher  
 Flecke, welche sich mehr und mehr vergrößerten und  
 aus und Frucht der Rebe zerstörten.

Auch jetzt ist wieder seit mehreren Jahren eine solche  
 Krankheit des Weinstockes im Anzug, diesmal nicht  
 durch eine Pilzwucherung am überirdischen Stocke ver-  
 ursacht, sondern durch ein Insekt, das auf den Wur-

zeln der Rebe lebt und eine rasch um sich greifende  
 Fäulniß derselben bewirkt, wodurch diese keine neuen  
 Wurzeln mehr bilden und demnach dem Rebstocke  
 auch keine Nahrung mehr zuführen können. Hierbei  
 verkümmert natürlich die Rebe; ihre Blätter werden  
 bald gelb und welk, die Schoße von Jahr zu Jahr  
 kleiner, dünner und zerbrechlicher, bis endlich der ganze  
 Stock an der Abzehrung zu Grunde geht. Diese Ab-  
 zehrung ist durchaus in ihrer Erscheinung nicht ver-  
 schieden von jedem andern durch irgend welche Erkran-  
 kung der Wurzeln verursachten allmäligen Absterben  
 des Weinstockes und die wahre Ursache derselben, —  
 ob Reblaus oder Schimmelbildung oder sonstige Wur-  
 zelsäule, — kann nur einzig und allein erkannt werden  
 durch eine genaue Untersuchung der Rebwurzel, durch  
 Ausstreifen der kranken Stöcke.



Und wie gibt sich hier an ihrem eigentlichen Sitze die neue Nebenkrankheit zu erkennen?

Die Wurzel ist saul, spröde, leicht zerbrechlich, ihre Rinde zum Theil abgefallen, die Wurzelfasern fehlen oder sind spärlich, mit linsengroßen Knötchen besetzt, die in's bräunliche übergehen, d. h. im Faulen begriffen sind; die Knötchen sind die Folgen der Stiche, die die Wurzellaus den Fasern versetzt. Da wo Knötchen glänzenden firnartigen Ueberzug an der Wurzel bildend — das citronengelbe Thierchen (a), das übrigens kaum  $\frac{1}{2}$  Millimeter lang,  $\frac{1}{4}$  Millimeter breit und ebenso dick ist, so daß es dem unbewaffneten Auge schwer wird, dasselbe zu sehen. Es besitzt 6 mit Krallen bewaffnete Füße und 2 Fühlhörner; zwischen den letztern und dem ersten Fußpaar sitzt beiderseits ein Auge in Gestalt eines dunkelbraunen gewölbten Fleckchens. Am Vorderende der Bauchfläche haben die Mundorgane mit dem Schnabel ihren Sitz. Der Schnabel liegt gewöhnlich dem Bauche fest an und reicht bis zum Hinterende des Thieres. Er ist rinnenförmig und enthält 3 Stachborsten, welche nach Willkür sich bald innerhalb der Rinne, bald außerhalb derselben befinden. Das Leibesinnere beherbergt den Darmkanal und mehr oder weniger zahlreiche Eiröhren. Unser Thierchen klammert sich so fest als möglich an irgend eine Stelle der Rebwurzel, sichts an und lebt davon, nur mit seiner Ernährung und mit fortwährendem Eierlegen beschäftigt; die Eier werden in nächster Nähe des Wohnplatzes in kreisförmiger Ordnung abgelegt und schon in wenigen Tagen kriechen Junge aus, um die Lebensweise ihrer Mutter getreulich zu kopiren, nur so lange sich herumbewegend, bis auch sie einen passenden Platz für ihr einseitiges Dasein gefunden haben.

Dieses ist die für uns interessanteste Form der Reblaus. Aus dem Gesagten wird ein Jeder sogleich den Schluß ziehen, daß die Rebläuse Zwitterthiere, männlich und weiblich zugleich, sein müssen. Dem ist aber nicht also und damit beginnen die Schwierigkeiten für jeden, der nicht ein gründlich gebildeter Naturforscher ist und selbst diesen ist die Arbeit sauer geworden, die Naturgeschichte der Reblaus in's Reine zu bringen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß alle die an den Wurzeln der Rebe mit Stechen, Saugen und Eierlegen beschäftigten Thiere ausnahmslos Weibchen seien, welche durch viele Generationen hindurch ohne Befruchtung sich fortpflanzen.

Auffallend dabei ist die Erscheinung daß die so aufeinander folgenden Generationen zusehend's immer

kleiner und weniger fruchtbar werden und endlich höchstens noch 4 Eier hervorbringen. Nun bekommt endlich gar ein Theil \*) dieser Thiere Flügel (b) und zwar 2 große über  $\frac{1}{2}$  Millimeter lange Vorder- und 2 nur halb so lange Hinterflügel. An Orten, wo die Reblauskrankheit entdeckt wurde, hat man diese geflügelten Rebläuse in Spinnennetzen gefunden; daher kein Zweifel, daß sie von ihren Flugorganen Gebrauch machen und, einmal über die Erdoberfläche herausgetrocknen, ihre Standorte verlassen, von den Luftströmen nach anderen Gegenden getragen, sich schließlich in entfernten Gegenden häuslich niederlassen können. Dort angekommen entledigen sie sich der wenigen Eier, welche sie bei sich führen und aus diesen Eiern kriechen wieder Rebläuse aus, aber diesmal ohne Schnabel, ohne Stachborsten, ohne Vorstentscheide, ohne Gedärme, die einen männlichen Geschlechts, die andern Weibchen mit einem einzigen großen Ei. Es ist zur Zeit nicht bekannt, wohin das im Freien lebende Weibchen dieses Ei, welches den Winter über dauert, legt, zweifellos wohl in die Rindenspalten des Weinstockes. Im Frühjahr aber kriecht aus dieser Winterrei die erste Generation der schon oben geschilderten unbefruchteten durch den ganzen Sommer über sich durch schnell reisende Eier fortpflanzende Reblausform.

Hiermit hält wohl unser geduldiger Leser den abertheuerlichen Lebenslauf des merkwürdigen Insektes erschöpfend: dem ist aber nicht also! In Amerika, woher die Reblaus wahrscheinlich stammt, lebt sie auch auf dem Laube in kleinen Gallen einzeln oder zu zweien und zeichnet sich wiederum durch einige Verschiedenheit im äußern Bau und durch größere Eierproduktion aus. Auch in England fand man solche Gallen an den Reblättern. In welchen Wechselbeziehungen das Wurzelbewohnende Insekt zu dem auf den Blättern lebt, ist zur Zeit noch ein Räthsel. — Der Leser weiß, daß alles, was den Naturforschern in die Hände fällt, keine Ruhe mehr findet, bis es in ihren sogenannten Systemen unter Dach und Fach gebracht, das Unbekannte mit Bekanntem verglichen, seine Be-

\*) Der andere nicht geflügelte Theil unterscheidet sich außer dem Ausbleiben der Flugorgane sonst in Nichts vom geflügelten Thier. Namentlich spielt er in Betreff der Fortpflanzung ganz die gleiche Rolle wie das letztere. Aber während die fliegenden Rebläuse die Eier der nachfolgenden Generation in weite Fernen zu verschleppen vermögen, also gleichsam das Exportgeschäft besorgen, liegt den flügellosen das ebenso wichtige und in seinem Erfolge noch sicherere Plaggeschäft ob.



wandtschaft mit diesem und jenem nachgewiesen ist. So erging's auch der Reblaus (Phylloxera vastatrix). Ihre nächsten Verwandten unter den Insekten sind die bekann- ten Blattläuse (welche aber keine Eier, sondern le- bendige Junge gebären). Der Entdecker der Reblaus ist der Engländer Westwood, der sie im Jahr 1863 beschrieb. Ihr Zu- sammenhang mit der neuen Rebenkrankheit wurde 1868 von Blanchon in Süd- frankreich nachgewie- sen. Die Geschichte ihrer Entwicklung, die Aufeinanderfolge mehrerer unter sich verschiedenen Genera- tionen, auf welche sie physiologische Ar- beit des Thieres: fressen, Verbreitung, Begattung, Vermeh- rung vertheilt ist, ver- ankt man dem Fran- zosen Balbiani.



Die geflügelte und ungeflügelte Reblaus.

Die schreckliche Fruchtbarkeit des Thieres — ein einziges schon erzeugt vom Frühjahr bis Herbst eine Nachkommenschaft von 20 Millionen Individuen —, die Möglichkeit seiner Verbreitung von Rebstock zu Rebstock und außerdem durch die fliegende Generation nicht nur von Rebberg zu Rebberg, sondern von Land- schaft zu Landschaft, ja vielleicht auf ganz ungeahnt weite Strecken, die Unmöglichkeit den Anfang des Uebels zu erkennen, da die Weinstöcke schon ein Jahr lang befallen sein können ohne nur äußerlich zu krän- keln, während es kaum 3 — 4 Jahre dauert bis die einmal befallenen vollständig ruiniert sind, endlich die Thatfache, daß in Frankreich bereits 3 Millionen Mor- gen Rebland, der dritte Theil seiner herrlichen Weins- erge von der Reblaus befallen sind, all das möchte auch dem deutschen Rebbauer Stoff genug zum Nach- denken geben. Daneben zerstört die Reblaus die ameri- kanischen Reben der Treibhäuser Englands und Irlands, at ihre vernichtende Arbeit in Portugal, Korsika, Madeira, im Südwesten und Nordosten der Schweiz er- gonnen, bei Wien und bei Bonn sich niedergelassen. Und der deutsche Boden ist ebenso gut geeignet die böthigen Lebensbedingungen für die Existenz der Reblaus zu bieten, wie an derwärts, denn wo die Reben vorkommen, findet auch die letztere ihr Gedeihen.

Selbstverständlich hält es gegenüber dem einzelnen Rebbesitzer schwer, wenn einmal Verdacht vorhanden, daß die Reblaus in seinen Rebberg eingedrungen, die Sache gründlich zu untersuchen; denn, wie schon oben bemerkt, nur die genaue Durchforschung der ausgeris- senen Wurzeln gibt Aufschluß über An- oder Abwesen-

heit der Reblaus; welcher Weinbauer wird sich freiwillig ein solches Examen gefal- len lassen? Aus diesem Grunde haben die Reichs- Behörden die Polizei in dieser das Nationalvermögen in erschreckender Weise bedrohenden Angele- genheit in die Hand genommen. Ihre Auf- gabe ist vorderhand 1. das Eindringen des Thieres, d. h. die Einfuhr von Reben aus Gegenden wo die Wurzellaus bercht zu

verhindern und 2. im allgemeinen Interesse Unter- suchungen anstellen zu lassen, welche noch weitere wünschenswerthe Aufschlüsse über das Leben und die Verbreitung und endlich über die Mittel zur Vernich- tung der Reblaus versprechen.

Was den letzteren Punkt anbetrifft, so bewegen sich die bisherigen Versuche zur Bewältigung des Feindes in 3 Richtungen: wo die Rebanlagen sich, wie im Süden, in Niederungen und selbst in Sümpfen befinden, hilft man sich mit künstlicher Ueberschwemmung der betreffenden Grundstücke während der Winterszeit und es ist anzunehmen, daß dabei die Rebläuse erfäuft werden. Ob aber die Wintereier hiebei auch zu Grunde gehen, ist zum mindesten zweifelhaft. Für Deutsch- land, wo des Klimas halber der Weinstock nur auf sonnigen Höhen und Halben gedeiht, ist dieses Mittel bedeutungslos.

Ein ferneres Mittel, das aber nicht sowohl in der Vernichtung der Reblaus, als vielmehr in der Her- stellung eines Gegengewichtes gegen ihre Verheerungen begründet ist, besteht in der übermäßigen Düngung der Reben. Auf diese Weise soll dem Rebstock nicht nur die gewöhnlich übliche Portion von Nahrungs- mitteln, die er unter normalen Verhältnissen verzehrt, zugeführt werden, sondern durch außerordentliche



Düngung noch ein Uebermaß, welches dem durch die Wurzellaus verursachten Säfteverlust die Waage hält. Das Mittel ist gewiß für die Dauer von einigen Jahren zweckmäßig, indem es den Weinstock für diese Zeit derart bei Kraft erhält, daß er die Saftverluste unbeschadet seines gewöhnlichen Ertrages einigermaßen verschmerzen kann. Für die Dauer aber hilft das Mittel umfoweniger, als auch die Wurzellaus auf diese Weise nur um so üppiger fortleben und sich vermehren und schließlich die endliche Zerstörung und Fäulniß der Wurzelorgane doch nicht ausbleiben wird.

Ein drittes Mittel gegen die neue Krankheit besteht endlich wohl darin, die Wurzel mit Flüssigkeiten zu besetzen, welche für das Insekt giftig und tödlich sind, nebstbei aber gegen den Weinstock selbst sich indifferent, unschädlich verhalten, ähnlich dem Schwefelpulver als Heilmittel gegen die Nebkrankheit der fünfziger Jahre. Ein solches Heilmittel glaubt der berühmte französische Chemiker Dumas in Schwefelkohlenstoff entdeckt zu haben; dasselbe ist vielleicht noch nicht in hinreichendem Maße geprüft, doch spricht vorherhand vieles zu seinen Gunsten und wir wollen die bestimmte Hoffnung aussprechen, daß der geniale Chemiker, dem die Wissenschaft so viele Entdeckungen verdankt, auch hier den richtigen Griff gethan habe.

Aber wenn sich auch das von Dumas vorgeschlagene Kaliumsulfocarbonat bis jetzt allerdings als das erfolgreichste Mittel gegen Phylloxera bewährt, so hat es doch auch seine Schatten-Seiten; bei seiner Zersetzung im Erdreich entwickelt es nicht nur den die Phylloxera tödtenden und für die Nebwurzel unschädlichen Schwefelkohlenstoff, sondern auch Schwefelwasserstoff, der geradezu auch auf Pflanzenwurzeln tödlich wirkt. Die Professoren Müller und Grete an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien waren daher bestrebt eine chemische Verbindung ausfindig zu machen, welche bei ihrer Zersetzung ebenfalls Schwefelkohlenstoff, jedoch ohne den für die Pflanzen giftigen Schwefelwasserstoff entwickelt und fanden als solche das leicht und billig herstellbare xanthogensaure Kali. Kommt dieses Salz in wässriger Lösung in Berührung mit dem Erdreich, so tritt nach etniger Zeit der reblauslösende Schwefelkohlenstoff aus, ohne alle andern giftigen Nebenprodukte. Bereitet wird das xanthogensaure Kali durch Vermischen einer Lösung von Natriumkali in absolutem Weingeist mit einer weingeistigen Schwefelkohlenstofflösung, wobei es sich in Gestalt von Nadeln und Warzen ausscheidet.

## Im Waschhaus raucht's!

„Wenn einer eine Reise thut, so kann er was zählen“ und woher sollte der Wanderer seine Geschichten nehmen, wenn er nicht mit offenen Augen seine Schritte durch Städtchen und Dörfer lenkt? Er kann nicht bequem im Eisenbahnwaggon sitzen bleiben und sich mit Eisenbahnlektüre unterhalten, wie ein reisender Engländer, er will mit dem Volke, dem Bürger- oder Bauersmann verkehren und nachher über das Volk und für das Volk in seinem Kalender das zum Beste geben, was er beim Volk und vom Volk gesehen und gelernt hat. So führte ihn im Januar 1875 sein Weg nach dem Dorfe D. im Breisgau, zwei Stunden von der nächsten Bahnstation entfernt. Nachdem er in der Brauerei W. von den Strapazen des Marsches etwas erholt, schickte er sich an im Dorfe seine zahlreicheren Geschäftsfreunde zu besuchen, wie immer nicht ohne die Nebenabsicht auch für den Kalender etwas zu haschen, geeignet in Wort oder Bild den nächsten Jahrgang zu bereichern. Und das Glück schien ihm heute zu lächeln, wie schon manchmal; denn kaum hatte er von der Hauptstraße ab in eine Seitengasse, witterte er etwas, was einer Situation gleichnamlich erstens eine rothe Nase, die fast schon blühte, war, zweitens einen Sabul und drittens einen gewandten Finanzwächter, der heides anhatte, lauer wie ein Fuchs vor dem Hühnerstall. Der Hühnerstall war aber diesmal das Waschhaus des Bauern G. und gar naß mußte das Fellig sein, das drinnen brandete in kohlrabenpechschwarzen Wirbeln sandte die rothe Kamin den Qualm in die Winterluft. Ist was los, sagte sich der Wanderer; unbemerkt faßte er in der Nähe Posto um den Zusammenstoß zwischen der rothen Nase und dem schwarzen Qualm zum besten des Kalenders zu studiren. Bald war ihm kein Räthsel mehr was der Grüne beabsichtigt bracht' es doch dessen Beruf als Steuergardist mit Keller, Bierkessel und Brennhafen zu bewachen. Der Bauer G. D. gehörte ohnehin zu den notorischen Schlaumatern, die man nie aus dem Auge lassen darf. Siegesbewußt drückt der Grüne auf die Thürschwelle des Waschhauses — es ist von innen abgeschlossen, da muß wohl eine Defraudation im Gange sein. Steuergardist und verschlossene Thüren, wie reimt das zusammen! Drum heftiges Pochen von außen, keine Antwort von innen. Zunehmendes Siegesbewußtsein des Grünen, er klopft mit verstärkten Fingern und schreit nach dem Bauern, der sich endlich an der Stallthüre blicken läßt. Auf die Aufforderung



Die Gardisten das Waschhaus aufzuschließen, bemerkte er schlau lächelnd, der Herr soll später kommen, jetzt über er im Stall mit einem kranken Pferde zu thun und könne es nicht verlassen; sprach's und schlug die Stallthür zu. Der Grüne rennt davon, der Wanderer

es Mühe seinen Aerger durch Mitsachen zu verbergen.

Auch der Wanderer verließ seinen Posten; das Erlebte hatte ihm Stoff für den Kalender, aber auch reichlichen Stoff zum Nachdenken geliefert, nämlich



Da habt ihr euern Schnaps, Freund!

rrt auf seinem Posten  
is und das rothe Ka-  
in raucht fröhlich wei-  
bis nach wenigen  
inuten die Scene sich  
dert. Das Volk steht  
f, der Sturm bricht  
Des Erfolges  
er hatte unser Steu-  
wächter Bürgermei-  
rei, Polizei und Gen-  
merie zusammenge-  
ammelt um mit den-  
den dem widerstand-  
tenden Defraudanten  
die Haube zu steigen.  
st barches Thür-  
hen, dann Rufen,  
hreiten, Kolbenstöße  
das Thor des ver-  
offnen Heiligthums.  
Der Höllnlärm  
hte endlich auch dem

uerten Hüfe und er tritt vor den Stall heraus, das sieht mit den Falten der gekränkten Unschuld drapirt, ist natürlich das Exekutionsheer nur noch ärger in Garnisch brachte. Auf deren Kommando öffnete endlich das Waschhaus und siehe da: kein Hut auf a Brennkessel, kein Branntwein tröpfelt aus den hren! Sonderbar, meinte der Steuergewaltige, B treibt ihr denn in dem Waschhaus? und schon lkte er mit seinem Meerrohr in dem Hafen herum- hern, als der Bauer gemüthlich bemerkte: Macht zu keine so große Mühe; meine Leute sind auf den irt gefahren und da muß ich eben selber Koch und irt sein. Dabei schöß seine männliche Rechte einer Tranchirgabel bewaffnet, in den Brennhasen als er zurückzog, zierte ein schmachhaft duftend im weinschäufele die Zinken seiner Waffe. „Da habt euern Schnaps, Freund, und wenn ihr wieder nal den rauchenden Kaminen aufpaßt, so strengt e Nase besser an, damit sie unterscheiden lerne mit verlässlichen Branntwein und Schweinschäufele.“ achend zog die Versammlung sich aus des Bauern schtücke zurück. Den Steuergardisten aber kostete

zum Nachdenken darüber ob es nicht möglich wäre die Art und Weise der Beaufsichtigung und Besteuerung der acciöpflichtigen Gewerbszweige derart zu ändern und zu verbessern, daß das lästige Schnüfeln und Nischen an und in den Gewerkslokalen der Bürger für allemal ein Ende nehme.

**Hier wohnt der wahre Esel.**

Der Gastwirth zum grünen Esel wurde reich aber auch so hochmüthig, daß er sich seines Schildes schämte und deshalb den Namen seines Hauses änderte. Sein Nachbar gegenüber, ein armer Wirth, wählte wohlberednend das alte Schild. Theils weil der reiche Wirth nicht so höflich, theils weil der „grüne Esel“ einmal im Aufse stand, ging nach und nach die ganze Kundtschaft auf den neuen Bestizer desselben über. Neidisch blickte der ehemalige Eselwirth auf den zunehmenden Wohlstand seines Nachbarn hin und ließ, um seine verlorenen Kunden wieder zu gewinnen, unter seinen neuen Schild die Worte anbringen:

„Hier wohnt der wahre Esel.“



## Das Rosgarten-Museum in Konstanz.



Wenn in das Treiben der Alltagsarbeit Ruhe einkehrt, und geschäftliches Streben und Weben seinen Abschluß nimmt, denkt man gerne zurück an das, woraus es entstanden; sinnt nach, wie's früher war; sinnt nach gleich den Märchen, die wie Lieber aus der frühesten Kinderzeit uns umflüßeln. Haus und Schule und Kirche haben uns Geschichten in's Gedächtniß eingepflanzt, die immer wieder unsere Gedanken umschweben; Geschichten aus alten Familien; Geschichten Israels; Sagen des alten Hellas; Bilder aus dem alten Rom. Wunderfelten aber ist uns erzählt worden von der Urzeit unserer Heimath, selten wurden uns Bilder aus dem Leben unserer Voreltern vorgeführt. Und doch sind die es gerade, welche unsere Einbildungskraft lebhafter als alles Fremde fesseln und anheimeln.

Und so wollen wir denn eintreten in ein altes Konstanzer Haus, in dem vielhundert' Sachen uns an alle Zeitabschnitte der Geschichte unserer nähern Heimath mahnen. Da steht es in der Augustinerstraße, das alte Junfthaus zum Rosgarten, für Metzger, Krämer, Apotheker, Buchführer, Hafner, Säckler, Gürtler, Seiler seiner Zeit gebaut, das kaum beachtet Jahrhunderte lang ohne viel Aenderungen geblieben ist und in den letzten fünf Jahren wieder stattlich in sein altes Gewand umwandelt wurde. Die Stätte, die früher oft Schauplatz der großen Razzia der Metzgerjungen auf Matten am Sanct-Ulrichs-Platz war; auf der spätere Geschlechter bunte Junftänze hielten; Fastnachtsbälle, die nach Altväter-Sprüchwort immer mit dem zweiten begannen, weil der erste sich geringerer Theilnahme erfreute, — ist jetzt ein Museum Konstanzer Geschichte geworden, aus kleinen Anfängen, ohne viel Vorarbeit, in vier Jahren, theils noch während dem Getümmel des Kriegs gegen Frankreich.

Ist doch das Haus schon ein denkwürdiges, das vom Chronisten Mangold im Jahre 1324 erwähnt wird, da er erzählt, wie „die Herren von Oesterreich in der Mordernacht“ die Stadt überrumpeln wollten, „beim Rosgarten sich schon etlich mit iren gweren uffgemacht hatten, das ein Schmied wahrnahm und die sach vermehrte. Also würdent der Mörder etlich ob hundert erschlagen und ainsthails wieder zur stat ustriben.“ Geht doch, da der Rosgarten schon 1324 bestanden, seine Geschichte wohl über das 13. Jahrhundert zurück; und auch das Gemäuer des Hauses, das ähren-

förmige Zusammengefügte von alpschem Geröll in den steinharten Mörten, zeigt auf diese alte Zeit.

In diesem „Rosgarten“ treten wir zuerst in die he-

### Eintrittshalle,

wie solche in jedem alten Konstanzer Haus früher für Geräthe, Roß und Wagen den untern Hausraum einnahm. Einfach, dunkelernst sind die Wände gehalten. Geweihe großer Hirsche unserer Gegend, unsere Wälder sie nicht mehr haben, erinnern an das alte Gejagd unserer Väter. Wanderblöcke, wie solche beim Abschmelzen des Rhein-Gletschers, der in der Vorzeit das ganze Bodenseebecken überreißt hielt, und da liegen geblieben sind, gemahnen an jene eisigkalte Zeit. An ihnen vorbei kommen wir recht in den

### ersten Saal,

der noch vor Kurzem als Synagoge gedient hat. Lautet seine Ueberschrift: Der Heimath Boden und dessen Urbewohner. Und da tritt uns auch die Urzeit unserer heimathlichen Geschichte bei. Die Zeit ihrer ersten sagenhaften Bewohner entgegen. Zuerst liegen vor uns die Gesteine der Urzeit die Gneise und Urschiefer der Erdrinde; dann Durcharbruchsgesteine der Urzeit; dann farben- und formschönen Steingebilde der Zwischenlagern. Neben Gesteinen aus Gängen des Schwarzwalds sind da auch alpsische Felsarten und Mineralien vertreten, welche uns den Ursprung unserer Wanderblöcke weisen. Einzelne Krystallgruppen, der Ferne genommen, zeigen die Mineralien, unsere Heimath klein und färglich nur bietet, in ihrer Formvollkommenheit. An diese Steingebilde reihen sich Handstücke aus Erzlagertstätten, dann Uebergangsgestein mit Resten der ältesten Organismen, der ursprünglichen Formen der Thier- und Pflanzenwelt, aus der Zeit der Herrschaft der Fische an. In den Schauflächen aus den Steinkohl-Lagern wächst immer formenschöner der Schöpfungsgang uns entgegen. Da sind schon prächtige Farne, Kräuter, Siegelbäume und Schafthalme, wie sie in der Urzeit nicht mehr hervorbringt. Wunderbar ist es die Natur ihre Formen so fein versteinerte und steinernach so vielen Millionen Jahren wieder aus dem Berggraben vor Augen führt. Sechs Einzelschichten bergen die weiteren Schichten, welche uns das Werden unseres Heimathbodens zeigen. Die Dyas-Schichten zeigen uns wiederum neben dem aus Klüften nicht



erschlagenen und alterhärteten Fels das Eingreifen von Durchbruchgesteinen, der alten Porphyre. Leppige Vegetation hatte damals schon den Boden bedeckt. Darauf folgt die Trias, die Drillingeschicht von Jura Sandstein, Muschelkalk und Keuper, in der die Herrschaft der Amphibien sich breit macht. Dann eilen sich an die Schichten des Jura. Immer fortreicher wird die Bevölkerung unseres Bodens. Die schwarz-jurassischen Schichten (Lias) mit ihren riesigen Fischechsen und Gavialen, wie sie an der nördlichen und südlichen Wand dieses Saales hängen, mit ihnen jetzt ebenfalls ausgestorbenen Kopffüßern, den verlorbenen, ungenannten Ammonshörnern; die eisenrostgefärbten Schichten des braunen Jura, und die hellsauberen des weißen Jura, zeigen schon eine Unmasse für jede Schichte charakteristischer Geschöpfe. Die verschiedenen Hügel der bis an den Bodensee gränzenden Gebirgszüge, vom Schwarzwald, vom schwäbischen Jura, bis zum Seegebiet sind hier vertreten. Wir wandeln

anhand über tausende untergegangene Geschlechter. Die Schichten der Kreide sind durch Fremdes repräsentirt, um den Uebergang zu den Tertiärschichten, der Zeit der Herrschaft der Säugethiere zu zeigen. In den tertiären Schichten, die meerische Molasse von immerholz bei Engen, die Sanct-Galler-Molasse und die um Konstanz, Mammern und Berlingen zeigen diese versteinerte Gestalten, welche den heutelebenden so ähnlich werden. Wir wandeln über einen Hügel, auf dem Meeresfluth und Süßwasser wechselten, in denen die tobenden Wogen die Muscheln zerstellten und begruben. Eine herrliche Schöpfungseriode tritt vor uns. In den tertiären Kalkschiefern Jangens und Deningens finden wir noch Feigenaume, Lorbeer und Sumpfschypressen, Riesensalamander, gewaltige Frösche, Pfeifhasen, Hirsche und Schildkröten. Und wiederum durchbrechen schwarze Gänge, die Klingsteine und Basalte, im Hegau diese lederschlagesgesteine, und näher tritt es dem Anblick näherer Tage. Das aufgeschwemmte und angewemmte Land (Diluvium und Alluvium) den Kalktuffen unserer Tobel zeigt schon die Herrschaft des Menschen, der auf dem Ackerboden, in Torf den Höhlen der Molasse und des Jura seine Spuren rückließ.

Die ganze südliche Wand entlang liegen darüber die Geschiebe, Handstücke von Wanderblöcken und Gesteine, das aus den rhätischen Alpen, dem Rheingebirge und Bregenzwald durch Gletschereis und Wasserfluthen zu uns kam und uns jetzt das Material zum Pflastersteinen gibt. Ein Schalenstein, ein althe-

vetisches Denkmal, und ein durchbohrter Findling zeigen die ersten menschlichen Bearbeitungen des rohen Steins.

Die Funde aus den Blaubeurer- und Thayingergöhlen deuten auf eine Zeit, die noch wohl mehr als 4000 Jahre von heute zurückliegt. Da sind Höhlenbär, Höhlenlöwe, Renthier, Mammuth, Steinbock, Alpenhase, Schneehuhn, Gletscherfuchs, Wolf, Wisent, Ur, Vielfraß, Pferd, Ochse, Edelhirsch, Rhinoceros, Gans und Singschwan noch gleichzeitige Thiere unserer Heimath. Mit Feuersteinsplintern gravirten die menschlichen Bewohner dieser Höhlen auf Geräthe von Renthierknochen und Geweißen schon recht nette Gestalten des Hens, Schweins, Pferds; zierliche Ornamente auf Bechkohe-Schmuck; Dinge, die zu dem Schönsten der Rosgarten-Sammlung gehören. In der Kopf eines Moschusochsen erinnert schon fast an ein Symbol.

Und wieder streichen Jahrtausende vor unsern Blicken vorbei und eine ganze Menge zum Theil ornamentirter Thongeschirre, Geräthschaften aus Bein, Horn, Stein, Waffen aus Feuerstein, Bronze und alpinen Findlingsgesteinen liegt vor uns, verkohlte und vertorfte Ueberreste von Gespinnsten und Geweben aus der Pfahlbautenzeit, welche der „Wanderer am Bodensee“ voriges Jahr schon genauer beschrieben hat. Die Ornamentation dieser Zeit geht vom einfachen Punkt und Strich mit seiner Wiederholung bis zur Zickzacklinie, welche letztere auch als Fries in diesem Saale seine Anwendung gefunden hat.

So baute die Natur den Boden, auf dem wir wohnen, und statteten die ersten Seebewohner ihre Wohnstätten aus.

Wir kommen in einen

### zweiten Saal,

der die Baustilarten unserer Gegend aus historischer Zeit zeigt. Mit Funden aus der Zeit der Römer und Alemannen am See beginnend schließt er mit der Zeit der Renaissance ab. Da sind Funde aus römischen Gräbern, die in der Paulsstraße, auf dem Münsterplatze, der Schreiberergasse und den westlichen Wällen von Konstanz gemacht wurden, etwa aus dem 3. Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung stammend, zu sehen; ein römisches Estrich, Feiggrößen; Geräthe und Bildwerk; dann Götzenbilder, von römischen Soldaten wohl eingeschleppt, die bei Almannsdorf, unter der Rheinbrücke und auf der Reichenau gefunden wurden. Altgermanisches bildet den Uebergang zu den romantischen Baustilen, zum Romanischen und Gothischen. Unter dem Romanischen



sind am bemerkenswerthesten drei alte Steinbilder, Maria, Jesus und Petrus darstellend aus der Siechenkapelle enet Kreuzlingen, die der „Wanderer“ auch hier im Bilde zeigt.

Diese flohen noch aus dem 9. Jahr = Hundert, rohgöttlich in den Formen, in unsere an Feines gewohnten Lage. Eine Fresse aus der Dominikaner-Kirche zeigt uns, wie man früher es zeitweise verstanden hat, die Menschheit zur höhern Ehre Gottes fürchtbar zu martern und zu schinden.

Friesstücke, Archivolte und Capitäle von Säulen geben noch Bruchstücke vom Bild des alten Konstanzer Münsters, das unter Bischof Romualds Regiment im 11. Jahrhundert zusammengestürzt war, und von der alten Petershauser Kirche. Gothisches aus dem 15. und 16. Jahrhundert schließt sich an; die runden Formen werden eotiger, schatten- und lichtwirkender, das Ornament feiner, naturwahrer, aufstrebender; Stücke von dem Salmandweiler-Hof, dem Klosterlein an der Fahr, dem spätern Münster-Bau, dem Kaufhause, dem Grünenberg in Konstanz sind da vertreten. Ein schön geschnitzter Altar aus der unterirdischen Barbara-Kapelle des Münsters von 1502 zeigt den Uebergang in die Zeit der Renaissance, der Wiedergeburt der altclassischen Baustile. Es ist die Zeit des 17. Jahrhunderts. Kunstreich geformte Eisengitter, die besonders im Münster gut vertreten sind; Wappen, Steinbilder; Werke Hans Morink's und Christoph Storers, bis zu den unruhig-verschnirkelten Arbeiten der Barockzeit reihen sich aneinander, und umkreisen das in der Mitte dieses Saales aufgestellte Bild des thürmereichen Konstanz vom 16. Jahrhundert, das einem Plane im hiesigen Archive aus jener Zeit nachgebildet ist.

Alles Einzelne ist mit Bezeichnungszetteln, im Stile der jeweiligen Zeit geschrieben, versehen.

Wir steigen die Treppe hinauf, die an die Stelle der alten Blockstiege gestellt ist. In der

Stiegenhalle erinnern uns Bilder an früheres Konstanzer Leben an Freischießen, welche die Konstanzer auf dem Almen-



Alte Steinbilder aus der Siechenkapelle bei Kreuzlingen.

Querschnitte unserer Waldbäume, Nuthölzer, Bausteine, Bilder nun abgebrochener oder veränderter Konstanzer Gebäude, ein Panorama von Konstanz 1819 und ein solches von 1849, die Kunstzeichnungen aus den Trinkstuben der alten Konstanzer Innungskarten und Bilder führen uns mehr und mehr in die Jetztzeit ein.

Wir betreten den

### ritten Saal,

der mit schön geschnitzten Decken aus Konstanzer Metzger-Häusern, die eine aus dem Salmandweiler-Haus 1471, eine andere aus den „drei Säulen“ ausgestattet ist. Er ist den Naturalien und ihrer Verwendung für Gewerbe und Künste gewidmet.

Hier begegnen wir zuerst den Thieren, deren Arten und Ueberreste wir nach Belegen im ersten Saal in den Höhlen der Eiszeit unserer Gegend gefunden haben; ein Bild des Thierlebens der Vorzeit, dem das Bild des Thierlebens der Jetztzeit gegenüber gestellt ist. Wir sehen die Schatzkammer der Vögel, welche 10 Stunden im Umkreis im Bodenseegebiete haufen oder daselbe durchstreifen; die Schnecken unserer Gegend; und was sonst noch um uns kreucht

Stiegenhalle  
rain, einem bei  
niedern Wasser  
stande zu Tage  
kommenden  
Stück Seegrund  
östlich der Rhein  
brücke, 1672  
und 1858 ver  
anstaltet haben  
an den Kammer  
gegen die Schwem  
den 1633; die  
den gefrorenen  
Bodensee (169  
und 1830); die  
Seeüberfluthung  
mungen (156  
und 1817)  
Baumaterialien  
Längs- und  
weiden  
Konstanz  
1819 und ein  
aus den Trink  
Karten und Bi  
Jetztzeit ein.  
Wir betreten  
ritten Saal,  
der mit schön  
Metzger-Häuser  
1471, eine ander  
ist. Er ist den  
Verwendung f  
Künste gewidme  
Hier begegnen  
Arten und Ueber  
im ersten Saal  
in den Höhlen  
gefunden haben  
ein Bild des Th  
der Vorzeit, de  
der Jetztzeit g  
Wir sehen die  
Kammer der Vö  
welche 10 Stun  
im Bodenseege  
die Schnecken  
und was sonst  
um uns kreucht



leucht. Wir blicken in die Pflanzenwelt des Sees und seiner Ufer. Dann finden wir hier die Rohmaterialien in ihrer Weiterverarbeitung, Erzeugnisse des Ackerbaus und der Gewerbe bis zu den Producten textiler Kunst. Da sind schon recht launige, specifisch Konstanziſche Auffassungen zu schauen. Eine der Stickereien zeigt uns beispielweise die dicke Mutter Gottes mit Heiligenschein und der alten Konstanzer Madhabe und den Josef mit der unserer Gegend eigenen Herbstflaſche, umfludert von einer gemüthlichen Engelsgestalt, die an die paradiesſchen Gefilde unserer Gegend erinnert.

### Der vierte Saal

birgt Geräthe und Verkehrsmittel der hiſtoriſchen Zeit; der Zeit, in der die Menschen ihre Geſchichte ſchrieben. Er iſt die alte Zunftſtube mit urſprünglichem Thürbeſchlag und Getäfelwerke, das Wohl mit Wiſſel und Deker in lektverloſſener farbenmengen und kunſtſinnloſer Zeit tief in das Holz hinein überſchmiert worden war, neu bemalt werden mußte. Sonſt zeigen die Möbel in der ganzen Sammlung den natürlichen Maſer der Holzarten. Wappen der Städte ſchwäbiſchen Bundes, von dem 1360 Konſtanzer Vorort war, und Wappen Konſtanziſcher Geſchlechter zieren Wand und Decke. Die Fenster ſind nach altem Plane wieder hergeſtellt und mit Konſtanzer Glasmalereien geſchmückt.

Wir treten in das ältere Konſtanzer Leben ein. Die Sammlung beginnt hier mit Ueberreſten aus der ſeine Geſchichte ſo denkwürdigen Concils-Zeit. Schon unten an der Treppe ſind wir einem ſtädtiſchen Wagen aus jenem Jahrhundert, dem ſogenannten Hufenwagen, begegnet. Hier ſehen wir Thüre, Fenſterſtein und Bodenſtücke vom Huſ-Gefängniß der Doſen-Inſel, Baldachin und Sefſel aus dem Konſtanzer Münster, die Chronik des Zeitgenossen Ulrich von Richental, Anthoni Sorgs Konſtanzer-Concilienbuch (1483), ein Meßbuch Johann des XXIII. aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, auf deſſen letzten Blättern intereſſante Urkunden über alte Pfründen ſind. Neben Wilbern Wilkiſs, Johannes Huſ' und Hieronymus von Prag blickt auch dasjenige Martin Luthers vom Lucas Cranach dem Jüngern und die Hülſte Ignaz Heinrich von Weſſenbergs in das reſtoratorische Konſtanzer Leben herein. In's alte Städteleben winken uns alte Städte- und Kaiſerbriefe, eine Bulle Heinrich des VI. von 1192 und eine Sigismunds von 1436 mit goldenen Inſiegeln, ſowie herrlich vom Konſtanzer Raiſchreiber Frauenlob

1448 geſchriebener Sachsenspiegel, Schönſchriften eines Gulbinaſt von 1553, die Siegel der alten Geſchlechter, Bücher und Geſchriften verſchiedenſten Inhalts. Darauf folgen alte Töpferien (Keramiſches), in und um Konſtanz ausgegrabene altgermaniſche, alemanniſche und römiſche Gefäße von Thon, von Glas und Edelſtein; Schmuckzeug und Hauſrath, die Ausbeute eines Bades bei Gſchenz (Burg Stein). Dann kommen Erzeugniſſe der Metall-Arbeiten (Metallotechniſches); Münzen und Denkmünzen der Gegend, Funde römiſcher Geldſtücke in und um Konſtanz, eine reiche Sammlung griechiſcher und römiſcher Münzen, die alten Bracteaten aus dem 13. Jahrhundert vom Münzrecht Biſchof Heinrich des I. von Konſtanz, das ſpättere ſtädtiſche und biſchöflich Konſtanziſche und das hauptſächlich hier ſeitdem im Verkehr gewene Geld; Schlöſſer und Thürklopper; Gewicht und Maas; alte und moderne Waffen und Strafwerkzeuge, dabei noch alemanniſche Stramaſare, Pfeile und Beile; ausgegrabene Metallarbeiten, Kirchen- und Hauſgeräthe; bis zu den Siegesgaben, welche die Konſtanzer Sängerrunde Bodan ſich bei Sängereſten errungen hat. Rüſtungen vermitteln den Uebergang zu Kleidung, Hauſrath und Wohnung. Da blicken wir hinein in die bunte, farbigsfreudige Zeit, die geſchmackvollen Kleider früherer Jahrhunderte des alten Konſtanz, die Hauben von Gold und Silber, die Tücher von farbenbuntem Stoff; geſchnitzte Truhen, Bücherbedel und Medaillen, Schmuckzeug, Sefſel und Schabellen, Arbeiten der verſchiedenſten Gewerbe. Farbenarm, farbenblind deucht uns vielfach unſer heut'g' Sein und Schauen. Himmelbett, Armſefſel und Kleidertruhe erinnern an den Hauſrath der vorigen Jahrhunderte. Wir glauben in einer altheimlichen, gemüthlichen, holzgetäfelten Wohnſtube zu ſein, geſchmückt mit einem Silbe von Paris Bordonne, Germania und Italia, ſich zur Zeit der Renaissance die Hände gebend.

Auch an das Konſtanzer Künſtler-Leben gemahnen uns die Büſten Simon Haiders, von Itner, die Bilder der Angelica Kaufmann und Marie Ellenrieder. Mappen mit Bildern, Photographieen, Zeichnungen und Malereien aus Konſtanz und Umgegend vervollſtändigen das Bild der Heimſtadt und ſeiner Gegend-Geſchichte, auf deren Beſchreibung (Chorographie) die ganze Sammlung abzielt. Was ein Buch in Worten gibt will ſie im Bild verſtändlicher vor Augen legen. Eine in Arbeit begriffene Chronik mit Inventar der Sammlung ſchließt das Ganze ab, das reiche und liebwerthe Gaben von Konſtanzern u. Konſtanzerinnen, von Freunden unſerer Heimath allerorten lieblich vermehrt hat.



Und im

### Gehöfte

tritt uns nochmals ein Bild eines Rosengartens entgegen. Angelegt nach dem Namen und Wahrzeichen des Hauses, ein Rosengehäge im Schilde, herrschen hier Rosenbüsche und Kletterrosen vor. Die Eiche der altnordischen Sage, die deutsche Eibe und Eiche, Eypheu und grüner Plan sind rosig durchtrunkt. Und es ist als ob, wie in der Sammlung uns Traumbilder vieler Jahrhunderte umhauften, hier das Gärtlein zu uns spräche:

Im Rosengarten die Rosen  
Umranken das freudige Grün,

Wie die Gedanken, die lösen,  
Rosgartens Entfaltung umblüh'n.  
So bist du knospend entstanden  
Wie der Strauch seine Rosen mehrt,  
Die Heimath mit stillen Banden  
Umflingt und nur Liebe begehrt.

Still gepflegt, doch rasch entstanden, von Heimaths Liebe geleitet, emsig fortgeführt, ist der Rosgart ein vielbesuchtes Haus in Konstanz geworden, über dessen Portal ein altes Engelbild das Spruchband hält, das sagt:

halt . dich . züchtlich . an . dich . set .  
do . ma . dir . guez . tun . het .

Ludwig Leiner.

### Das Theater als Bildungsschule.



Erste Frau: Sage Se, Frau Müllern, was is dann aus Ihrem Louis geworde, wo vorig Jahr konfirmirt worn is?

Zweite Frau: Ei, der is hübsch groß geworde un spielt im Theater. — Gestern hat er im „Joko“ den Aff gespielt, aber so natürlich, daß mer grad gemeint hat, es wär e wirklicher. Wisse Se, es is mer nit wege der paar Grosche, die er verdient, aber er kommt doch uner Mensche un lernt Lebensart.

### Neue Maulwurfsfalle.

Dieselbe ist von dem amerikanischen Gärtner Vater empfohlen worden. Sobald man an dem aufgeworfenen Erde den Weg entdeckt, welchen sich der Maulwurf gebahnt hat, wird mitten in diesem Gang ein Loch ausgegraben und ein genügend großer gewöhnlicher Blumentopf in dieses Loch eingesetzt, daß der Rand des Topfes in der Lauffläche des Maulwurfsganges liegt, so daß also die durch das Loch gebildeten Enden des hier unterbrochenen Ganges direkt in den Topf einmünden. Man läßt nur den Gang frei, legt rings um den Topf ungefähr 8 Centimeter Erde, deckt dann ein Brett über den Topf auf die Erdschichte, so daß das Brett 8 Centimeter hoch vom Topfrand absteht und wirkt auch über das Brett Erde. Jeder Maulwurf, der diesen Gang benützt, fällt in den Topf und kann an den steilen Wänden desselben nicht wieder herauskommen. Man hat nur nöthig von Zeit zu Zeit nachzusehen und den gefangenen Maulwurf zu tödten.

### Kurzsichtigkeit.

Ein kurzsichtiger Gatte sah kürzlich in seiner Wohnung ein großes Blumenbouquet auf einem Stuhle liegen, und in dem Wunsche, es vor dem Verwelken zu bewahren, steckte er es in ein Gefäß voll Wasser. Als seine Gattin eine halbe Stunde später das Bouquet sah, stieß sie eine Entsetzenschrei aus und wurde sofort ohnmächtig. Ihr kurzsichtiger Gemahl hatte nämlich ihren neuen Frühlingshut irrihümlich weg seiner Blumenfülle in frisches Wasser gesetzt.



## Ein Komma!

Welches Unheil ein Komma anrichten kann, won hat man manche Exempel. Das neueste, welches zugleich ein Beispiel von der gesetzgebenden Buntlichkeit in den Vereinigten Staaten ist, ist folgendes: In dem neuen Zolltarif, wurde die Liste von Artikeln, welche zollfrei eingeführt werden sollten, wesentlich vermehrt; unter anderen kamen dazu auch „fruit plants, opical and sub. tropical“ („Fruchtpflanzen, opische und halbtropische“). So sollte der Text heißen, aber nachdem das Gesetz gedruckt war, hieß es „fruit, plants . . .“ Zwischen „Frucht“ und „Pflanzen“ hatte sich ein Komma eingeschlichen und anstatt daß ursprünglich nur opische Fruchtpflanzen frei sein sollten, hieß nun: „Früchte, Pflanzen, tropische oder halbtropische“ sind zollfrei, mit andern Worten: nicht bloß alle tropischen Pflanzen, sondern wird auch alle Früchte zollfrei sein. Von den Blumenweesen und die Zollbeamten kümmerten sich der Mann das Komma gar nicht und erhob nach laut vor Zoll von allen importirten Früchten. Doch gelang ein Importer aber entdeckte das wichtige Komma, verlangte freie Einfuhr seiner Früchte an läßt und die Zollbeamten mußten sich dem fügen. Kopf was blieb natürlich kein Geheimniß und in ein Fruchts-Importer verlangten jetzt etwa 3 Millionen Dollars ungesetzlich erhobener Zölle von fremd eingeführten Früchten zurück, und da sie dem de. Zoll laut nach vollkommen dazu berechtigt sind, fällt in der man das Sümmechen zahlen müssen. Die den desichtige Hilfe gegen das fatale Komma bleibt hat man ein, daß der Kongreß durch besonderes Gesetz Komma streicht, wodurch Früchte wieder re Zollfreiheit verlieren und diese auf Fruchtpflanzen beschränkt wird.

## Ein netter Grund.

A.: „Wann werden Sie sich denn endlich einen neuen Hut anschaffen?“ — B.: „Soll ich diesen hier trage, will meine Frau, so sie sagt, sich nicht mit mir auf der Straße gehen lassen, und da —“ — A.: „Ah! . . . siehe schon!“

## Sm, hm!

„Wie kann man's den Gerichtsheuten nur Wasser machen?“ fluchte ein Dieb, der dem Ge-

fängniß entsprungen war und in einer einsam gelegenen Schenke seinen Steckbrief las, „breche ich ein, ist's nicht recht und breche ich aus, ist's wieder nicht recht!“

## Der Barmherzigste.

Katechet: „Aus dem Bisherigen wird Euch klar geworden sein, daß derjenige, der geistiges Almosen spendet, noch viel mehr Barmherzigkeit übt, als der, welcher bloß die leibliche Noth des Nächsten lindert. Nun will ich aber sehen, ob Ihr die Sache auch verstanden habt. Du, Joseph! Sage mir ein leibliches Almosen!“ — Joseph: „Wenn man einem Armen ein Stück Brod schenkt!“ — Katechet: „Ganz recht! Xaverl, kannst du mir ein geistiges Almosen nennen!“ Xaverl (schnell besonnen): „Wenn man Einem a' Glasl Schnaps schenkt!“

## Mißverständnis.



Eine Dame, die schwerhörig ist und an einem hartnäckigen Husten leidet, wird von einem Freunde ihres Mannes gefragt:

„Nun, gnädige Frau, wie steht's mit ihres Mannes Gesundheit?“ —

„Ach, ich thue vergebens Alles, was ich kann um ihn los zu werden, aber er ist ein Feind mit dem ich nun einmal leben muß.“



## Speisekarte.



**Stammgast:** Was giebt's denn heute zu Essen?  
**Wirth:** Heute Herr Schulmeister werden sie wohl ihre Leibspeise finden. Es giebt Cotelete's, Leber, Nieren, Spätzle, Kalbsfüße.

**Stammgast:** Siebt's auch Kalbskopf?  
**Wirth:** Nein das thu ich nicht mehr her, der geht nicht ab, der letzte ist mir auf'm Hals geblieben.

## Ein liebenswürdiger Gastwirth.

Nicht weit vom Centrum der Seekreismetropole ist ein Restaurationslokal mit Garten, welcher zwei Eingänge hat. An dem rückwärts gelegenen hat der Wirth eine Inschrift anbringen lassen, welche also lautet: „Das Durchgehen ist nur meinen Gästen gestattet!“

## Neukulap im Biergarten.

„Na wer ist denn der durstige Herr mit der blauen Nase dort drüben, der sich, so viel ich zähle, eben die zwölfte Halbe bringen läßt?“ fragte ein Fremder seinen Nachbar. „Ha, das ist ja der Doktor Biesle, ein wackerer Jünger Neukulap's!“ „Hm“ meinte der Fremde „sonderbar; ich hätte mir eher vorgestellt, daß der ein Schüler Trinkulap's wäre!“

## Seltene Freudenfeuer.

Als einst die Kaiserin = Mutter Karoline Auguste, Franzens dritte Gemahlin, Letzchen in Böhmen besuchte, war es gerade die Zeit, wo man auf der Elbe die Insekten fängt, die ein gesuchtes Vogelfutter bilden. Da werden auf den Schiffen große Feuer angezündet, oft bis hundert die Ephemeriden kommen, vom Feuer angezogen zu Milliarden, verbrennen sich die Flügel und fallen in die zum Auffangen der Körper ausgebreiteten Tücher. Die Kaiserin ergötzte sich um Abendstunde vom Hotel aus an dem prächtigen Schauspiel und erkundigte sich bei ihrer Umgebung, was das zu bedeuten habe. Niemand vermochte ihr Bescheid zu geben, bis endlich der herbeigerufene Hoteller die Geistesgegenwart und gleichzeitig die Unverschämtheit hatte zu erwidern: Was es das sind Freudenfeuer zu Ehren Höchster ihrer Anwesenheit. Natürlich war die Kaiserin über diese Aufmerksamkeit der gutmüthigen Letzchner sehr erfreut.

## Wie man zu seiner Sach' kommen kann.



„Heiliger Bonifazius, wie siehst du aus Seypp, ist dir passirt.“ „Schau der Bader in der Stadt, mir schon lang 5 Mark schuldig und die kann ich nicht bekommen, jetzt bin i heut zu nem, und hab mer das Geld Blutegel ansetzen lassen und 3 Zähne ausziehen.“





Du hast nun, lieber Leser, dich durch die Hauptkapitel des Kalenders durchgearbeitet und kannst nun — für dein Geld — ein süßes oder ein saueres Gesicht dazu machen, ganz nach eigener Wahl; doch bittet dich der Wanderer inständig um das erstere. Hat er sich doch alle erdenkliche Mühe gegeben um dich zu unterhalten, zu belustigen und zu belehren.

Und nun zum Schluß führt er dich gar noch in sein

## großes Weltpanorama,

darin man sehen kann, wie's auf Erden wahrhaftig zugegangen vom 1. Juli 1874 bis zur Mitternachtsstunde des 30. Juni 1875. Freilich einen Pulverdampf, wie vor etlichen Jahren, bekommst du nicht zu riechen; der ist dem Wanderer zu kostbillig, als daß er ihn so mir nichts, dir nichts Jahr für Jahr loslassen könnte. Dafür aber zeigt er dir getreulich, daß trotzdem kein wahrer Frieden ist in diesem irdischen Jammerthal, daß sogar das Höchste und Beste, was wir gewöhnliche Menschen zu besitzen glauben, Anlaß geben muß zu Streit und Händeln; ferner kannst du da lernen, daß das Wahre und Gute nur sehr langsam und in schweren Kämpfen Eingang findet bei den Menschen, die leichte Waare feils mehr Käufer findet als die ächte und auch daß der Kerl, der da gefungen: „das Gold ist nur Chimäre,“ die Welt auf eine unverantwortliche Art und Weise angelegen hat. Doch das weißt du ja alles schon aus der Zeitung, die du dir selber hältst oder beim Nachbar ansiehst — drum will ich's kurz machen und nicht die Ursache sein, wenn du böse Augen kriegst.

Mit einem Schauspiel ist das Leben schon oft verglichen worden. Eine Komödie nennt es Demokrit, der lachende Philosoph, eine Tragödie erscheint es manchmal dem stumpeln Steuerzahler. Wir, die wir Philosophen sein wollen und Steuerzahler sein müssen, wir können es in unserer bitter-süßen Doppelnatur füglich eine Tragikomödie heißen.

Tragisch und komisch — diesen Eindruck machen wenigstens zwei Prozesse, deren einer in Berlin, der andere in Wien geführt wurde. Im ersten sitzt einer der höchsten Würdenträger des deutschen, im andern die zweite Finanzgröße des habsburger Reiches auf dem Arm- und Sündenbänkechen. Der Berliner Sünder wird verurtheilt, der Wiener Sünder ist gar kein Sünder —

er wird frei. Den Berliner Sünder — du weißt lieber Leser, daß wir vom ehemaligen Botschafter des deutschen Reiches bei der französischen Regierung, Herrn v. Arnim sprechen, — hätte der Wanderer gerne laufen lassen, wenn man ihn gefragt hätte; den Baron Ofenheim, der aus Ersparnisrücksichten (für den eigenen Beutel) die galizischen Eisenbahnen so fein und zierlich gebaut hat, daß man ohne Tobtenhemd fast nicht darauf fahren kann, den hätten wir gewiß alle in's Loch gesteckt; statt dessen Luftwandelt er in der Schweiz als „Alpenjäger,“ wie er sich in die Fremdenbücher einträgt (aber „nicht schwindelfrei“ — bemerkte dazu ein Wigbold).

Tragisch und komisch — diesen Eindruck macht auch mehr oder weniger der ganz große Proceß, der im deutschen Reich unter dem Namen Kirchenstreit auf der Tagesordnung steht und nicht vor- und nicht rückwärts will: ein Streit zwischen Staatsgewalt und Kirchengewalt, an welchem der Umstand, daß er trotz des großartigen Namens „Kulturkampf,“ den ihm einige beilegen, doch mit den stumpeln Volksinteressen nicht ganz im Zusammenhang steht, das tragische ist; während für den Zuschauer die komische Seite in den gegenseitigen Bemühungen für den lieben Frieden liegt, Bemühungen der Streitenden die nur mangelhaft verhüllt werden durch die lauten Versicherungen, daß es sich um Kampf bis auf's Messer handle. Lassen wir sie kämpfen! Was wir brauchen, das ist die Freiheit, freieste Geistesbewegung in kirchlichen Dingen innerhalb der Schranken des Staatsgesetzes, was wir brauchen, das ist Licht, Aufklärung durch die freie Presse und durch die konfessionslose Schule — nota bene aber nicht ohne Lehrer; denn daran droht bald Mangel. Um „Gotteswillen“ können die armen Dulder nicht Schule halten, man muß sie für ihre Arbeit anständig bezahlen und für ihre Ausbildung in Seminarien gehörig sorgen; dann allein ist auch für die Ausbildung der Jugend gesorgt und das thut vor Allem noth. Es ist etwas Wahres daran, wenn behauptet wird, die großen Schlachten, in denen der Deutsche Sieger blieb, haben seine Schulmeister gewonnen. Möge der deutsche Schulmeister seiner Nation auch im unblutigen Wettstreit der Völker um die höchsten Güter der Kultur und der Freiheit zur Siegespalme verhelfen!

Du möchtest auch noch etwas Militärisches aus der



letzten Zeit von mir erfahren? Nun hast du denn die Zeitung so nachlässig gelesen, daß ich dir nachhelfen soll? Oder hast du nicht wie fast alle andern Leute einen Sohn oder einen Bruder oder einen Vetter in der Kaserne, der dir einen Soldatenbrief schreiben kann? Schau ich befrage mich nicht gerne mit diesen Dingen, sie sind zwar nicht wie die schallosen Eier so zart, aber — aber stachlich, spizig, stechig, hixig — und der Wanderer er hat eine friedliche Jugend gehabt, er wünscht sich auch ein friedliches Alter! Nur so viel will er dir im Vertrauen mittheilen: unsere ganze Armee ist frisch bewaffnet und steht Achtung gebietend vor Europa. Möge das Ansehen, das sie dem deutschen Reiche nach Aussen verleiht, die Fortdauer des Friedens garantiren — und möchte doch unser lieber Bruder Franz, der nun schon fast 2 Jahre in der Kaserne wohnt, bald heimkommen und seinen Schwestern und dem alten Vater und der Mutter helfen im Feld und Stall, damit die Haushaltung nicht zu Grunde geht. Arbeit gibts über Arbeit, aber die Hände fehlen sie zu verrichten. Alles zu seiner Zeit; General will ja keiner werden von all den Bauernburschen, die des Kaisers Rock anziehen und zum Korporal brauchts doch nicht ein Studium von 6 Semestern?

Fürst Bismark, die Geschichte Deutschlands als Kanzler des Reiches lenkend, hätte im April 1875 bald nicht mehr verhüten können, daß ein neuer Krieg hereingebrochen wäre über uns Deutsche. Schon flackerten die Feuer in allen Zeitungen. Aber sie habens wieder ausgeblasen in Berlin drin, der Bismark und die Anderen; der Fürst Gortschakoff, Bismark's russischer Kollege kam gerade auch noch recht mit seinem Herrn und Meister, dem Zaaren, in Berlin an um die Flammen löschen zu helfen. Es ist gut, daß es so gnädig abgelaufen; hätte sonst ein gar großes Feuer geben können und Niemand hätte gewußt warum und wozu!

Inzwischen erfreut sich Frankreich bei allen Kläglichkeiten und Dummheiten, welche seine Volksvertretung begangen, bei all den hartnäckigen Intriguen der Parteien, bei all' den Halbheiten und Unsicherheiten seiner „republikanischen“ Behörden fortbauender Ruhe und materiellen Fortschrittes. Der monarchischen Restauration steht die unüberwindliche Schwierigkeit entgegen, daß das Volk im Ganzen überzeugt ist, daß ein Revanchekrieg ihre nächste Konsequenz wäre, welchen Frankreich für jetzt und für lange Zeit zurückweist. Es will arbeiten, will verdienen und beschränkt sich im richtigen Bewußtsein seiner gegenwärtigen Lage auf die Defensiv, freilich vielleicht nicht ohne die Hoffnung,

daß es späteren Generationen wieder gelingen würde, die verlorene und schwer verschmerzte Größe zurückzugewinnen, — schwerlich aber auf deutsche Kosten, meint getrost der Wanderer!

Daß die Holländer in Borneo mit den wilden Australinesen noch nicht ganz fertig geworden, ditto daß der Don Carlos die Spanier nicht in Ruhe läßt, trotzdem es seinem Vetter Alfonso gelungen die Republik zu zertrümmern und sich auf Isabellens Thron zu schwingen, sei so nebenher berichtet. Gott schenke Beiden reichlich, was sie an Spanien verdient haben!

Etwas wichtiger ist die Affaire zwischen den Russen und Engländern. Eigentlich ist es damit noch gar nichts, aber über kurz oder lang werden sie hinten in Indien die nächsten Nachbarn und dann gibt es sogenannte Mißverständnisse, natürlich mit obligatem Kanonendonner, mit einer saftigen Menschenblutwursterei und nachherigem Frieden für ewige Zeiten, der aber nicht lange fürhält, daß Gott erbarm!

Weil wir doch gerade am Glend sind will ich auch noch der Toten gedenken, die das vergangene Jahr dahin gerafft.

Es starben 1874 im Juli der österreichische Geschichtsforscher Alfred v. Bivenot, im Juli der Westenburgische Volksdichter Fritz Reuter und der belgische Kardinal Merode, im September der französische Staatsmann Guizot, im Dezember der Leipziger Bibelforscher Tischendorf und der spanische Siegesherzog Espartero, 1875 im Januar der französische Politiker Ledru-Rollin, im März sein Landsmann, der freisinnige Philosoph Edgar Quinet, im April der bekannte Dichter Georg Herwegh, im Mai Heinrich Ewald, einer der Göttinger Sieben und im Juni Georg v. Vinke, ehemals der Führer der liberalen Parlamentarier in Preußen. R. I. P.

Und nun zum Schluß seien noch zwei friedliche frohliche, erfreuliche Ereignisse erwähnt — eigentlich auch Eroberungen, aber ohne Pulver- und Blutgeruch, geistigen Ursprungs, darum gewaltiger und mächtiger, imponirender als alles Andere. — Wir reden von der Einführung der deutschen Reichsmünze und von dem Weltpostvertrag. Das Erste ist so direkt vor unseren Augen und unter unsern Händen vor sich gegangen, daß auch der Blödeste sich der Wahrnehmung der wohlthätigen Neuerung nicht entziehen konnte. Ueber das Zweite versucht der Wanderer in Folgendem seine Leser kurz zu belehren.

Der Weltpostvertrag, abgeschlossen zu Bern, den 9. Oktober 1874, ist mit Juli dieses Jahres in's Leben getreten. Er gehört mit in die Reihe der großartigsten



Aufschwünge, welche die Verkehrsinstitute, die dem heutigen Leben ein charakteristisches Gepräge ausdrücken, genommen haben. Es ist aber besonders das Postinstitut, der Lebensnerv der Gesellschaft und der Nationen, das durch Adoption und Ausführung neuer und zeitgemäßer Ideen, Schaffung neuer Einrichtungen und Erweiterung der alten dem mächtig sich entwickelnden Verkehr immer freiere Bahn gebrochen. Er verdankt seine Existenz der Initiative des deutschen Generalpostmeisters Dr. Stefan. Und umfaßt ganz Europa, das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, Egypten, Nubien, Sudan, Algerien, die Azoren, die Kanaren, Madeira, Marokko, das spanische Afrika und die vereinigten Staaten von Amerika.

Das Porto in diesem Gebiet ist einheitlich, eine Gewichtsgrenze für Briefe existirt nicht mehr. Die Portosätze gelten für mehr als den Viertel der ganzen Erdbevölkerung. Auch steht noch Erweiterung ihrer Ausdehnung in Aussicht. Sie haben in Bezug auf Billigkeit die Grenzen des Möglichen fast erreicht und statt der früheren vielen, theuren und verwickelten Tarife haben wir jetzt einen einzigen, billigen und

einfachen. Sollten nicht auch andere Einrichtungen und Verkehrsverhältnisse der menschlichen Gesellschaft auf dieser großartigen internationalen Basis begründet werden können? Das Zustandekommen des Weltpostvertrags stellt dies in wohlthuende, hoffnungsvolle Aussicht — und damit sind der Kultur und dem intellektuellen und sittlichen Fortschritte der Menschheit neue Wege und neue Mittel zur Ausbreitung erschlossen. —

### Auflösung der Räthsel.

1. Pharaos. Er sagte: Alle Knaben sollen getödtet werden, die Mädchen sollen leben. 2. Wenn die Soldaten auf ihnen saßen.

### Jahrmarktberichtigungen.

Heidelberg. Les statt Rindern.: „Rindenn.“  
 Weßkirch. Hält Krämer- und Viehm. am 23. März, 1. Juni, 13. Juli, 26. Oktbr., 7. Dezbr. zugl. Gespm. Frucht- jeden Montag, wenn gesetzlich gebotener Feiertag, Samstags zuvor.  
 Osterburken. Hält Schaafm. am 24. Sept., 15. Okt., 3. Nov.

## Ergebniß der Gewinnziehung von 1875.

Es erhielt: Nr. 52,711 den ersten Gewinn mit 50 Mark. Nr. 58,703 den zweiten und Nr. 10,790 den dritten Gewinn mit je 30 Mark. Nr. 61,213 den vierten und Nr. 43,747 den fünften Gewinn mit je 25 Mark. Nr. 48,176 den sechsten und Nr. 10,714 den siebenten Gewinn mit je 20 Mark.

Die

# Stadler'sche Buchdruckerei in Constanz

Fischmarktstraße Nr. 826

ingerichtet mit Schnellpressen mittelst Maschinenbetrieb

empfehlt sich

zur geschmackvollen Ausführung von allen in ihr Fach einschlagenden Aufträgen

wie z. B.: Brochüren, Statuten, Cataloge, Waarenverzeichnisse, **Rechnungen** auf gewöhnl.

Schreib- und auf Postpapier, Circulars, Trauerbriefe, Wiße, Plakate, Hancockwerte, 2c. 2c.

unter Zusicherung pünktlicher Bedienung und billigster Preisstellung.

☞ Dasselbst sind stets vorräthig:

## Eisenbahn-Frachtbriefe

A. zu Frachtgutsendungen per Buch (96 Stück)	70 Pfennig.
B. zu Eilgutsendungen per Buch	80 Pfennig.